Feist, Sigmund
Indogermanen und Germanen

INDOGERMANEN

UND

GERMANEN

EIN BEITRAG
ZUR EUROPÄISCHEN URGESCHICHTSFORSCHUNG

VON

SIGMUND FEIST

ZWEITE, VERMEHRTE AUFLAGE

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1919

INDOGERMANEN

UND

GERMANEN

EIN BEITRAG
ZUR EUROPÄISCHEN URGESCHICHTSFORSCHUNG

VON

SIGMUND FEIST

ZWEITE, VERMEHRTE AUFLAGE

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1919

Vorwort.

Der ersten, im Jahre 1914 erschienenen Auflage dieser Schrift lag ein Vortrag auf der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Marburg i. H. zugrunde. Da ich die Ansichten, die ich damals vertrat, auch heute noch vollkommen billige und an dem Text der 1. Auflage außer kleineren Verbesserungen nichts zu ändern für nötig finde, so habe ich ihn in der Hauptsache bestehen lassen und die Ergänzungen, die ich zu meinen damaligen Ausführungen jetzt zu bieten habe, in drei Beilagen: 1. Der Name „Germanen“; 2. Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung; 3. Die Urheimatfrage und die Tocharer verwiesen.

Berlin, im Mai 1919.

Der Verfasser.

Abkürzungen.

abulg. = altbulgarisch.
ae. (altengl.) = altenglisch.
ahd. = althochdeutsch.
ai. (altind.) = altindisch.
air. (altir.) = altirisch.
aisl. (altisl.) = altisländisch.
äol. = äolisch.
apers. = altpersisch.
apreuß. = altpreußisch.
arm. = armenisch.
as. (altsächs.) = altsächsisch.
assyr. = assyrisch.
av. = avestisch.
chin. = chinesisch.
cymr. = cymrisch.
dor. = dorisch.
engl. = englisch.
estn. = estnisch.
finn. = finnisch.
frz. = französisch.
gall. = gallisch.
Gdf. = Grundform.
germ. = germanisch.
got. = gotisch.
gr. (griech.) = griechisch.
hd. = hochdeutsch.
hebr. = hebräisch.
hom. = homerisch.
idg. = indogermanisch.
ir. = irisch.
jap. = japanisch.
kelt. = keltisch.
kor. = koreanisch.
kurd. = kurdisch.
lat. = lateinisch.
lett. = lettisch.
lit. = litauisch.
md. = mitteldeutsch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
mnd. = mittelniederdeutsch.
mordw. = mordwinisch.
nd. (ndd.) = niederdeutsch.
ndl. = niederländisch.
nhd. = neuhochdeutsch.
osk. = oskisch.
phryg. = phrygisch.
run. = runeninschriftlich.
St. = Stamm.
thrak. = thrakisch.
toch. = tocharisch.
türk. = türkisch.
uig. = uigurisch.
umbr. = umbrisch.
ung. = ungarisch.
urgerm. = urgermanisch.
ved. = vedisch.
Wzl. = Wurzel.

INDOGERMANEN UND GERMANEN.

Wenn wir den folgenden Betrachtungen die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der Indogermanen und Germanen zugrunde legen wollen, so geschieht dies auch aus dem Grunde, weil gerade in der jüngsten Zeit die Versuche sich gehäuft haben, das indogermanische Stammvolk aus dem Germanengebiet herkommen zu lassen. Ja, es gilt bei manchen Sprachforschern und Prähistorikern schon fast als eine unumstößliche „Tatsache", daß Indogermanen und Germanen in ältester Zeit identisch sind und die indogermanische Sprachenausbreitung als eine Vorläuferin der späteren Germanenwanderungen anzusehen ist. Besonders in Dilettantenkreisen, die ihren Schriften einen wissenschaftlichen Anstrich geben, werden auf diese „bewiesene" Identität hin die weitgehendsten Folgerungen aufgebaut. Wo in der Welt, ob in Europa, Afrika oder Asien, irgendwelche prähistorischen Denkmäler (Megalithbauten, Schriftzeichen, Kultobjekte und dergleichen) vorliegen, über deren Herkunft der Scharfsinn unserer Gelehrten noch nichts Sicheres zu sagen weiß, gleich sind sie mit der Antwort bereit: die Indogermanen oder auch Germanen haben in fernster Vorzeit diese Kulturen über die Welt verbreitet. Diesem mit wissenschaftlicher Arbeit unvereinbaren Gebahren, das nur die Wirkung auf die große Menge im Auge hat und der nationalen Eitelkeit schmeichelt,[1]) gilt es mit Entschiedenheit entgegenzutreten, damit die Ergebnisse der ernsthaften Wissen-

[1]) Selbst in die zur Vertretung der Wissenschaft berufenen Kreise dringt diese Art neuerdings ein. Man lese z. B. die Schrift von Gustaf Kossinna, „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft", 1912, oder seinen Aufsatz „Altgermanische Kulturhöhe" in der Zeitschrift „Deutscher Volkswart", Heft 1 (1913).

schaft nicht gegenüber dem marktschreierischen Treiben in den Hintergrund geraten. Diesem Zweck sind die folgenden Ausführungen gewidmet.

Wollen wir mit den Worten „Germanen“ und „Indogermanen“ nunmehr operieren, so müssen wir vor allem diese beiden Begriffe klar zu erfassen versuchen, damit wir festen Boden gewinnen und uns nicht mit dem bloßen Schein wissenschaftlicher Sicherheit begnügen.

Germanen. Was wir unter „Germanen“ zu verstehen haben, ist allgemein bekannt und unumstritten: es sind die im Altertum den Norden Mitteleuropas, also die heutige norddeutsche Tiefebene, die baltischen Küstenlandschaften, die Ostsee- und Nordseeinseln, Jütland, die dänischen Inseln und Südskandinavien bewohnenden Stämme, die von den klassischen Autoren als völkische Einheit anerkannt[1]) und mit einem den benachbarten Kelten entlehnten Ausdruck als „Germanen“ bezeichnet werden.[2]) Zusammengehalten wurden diese auch in vor-

[1]) Die erste Kunde von ihnen gelangte zu den Griechen durch den Reisenden Pytheas aus Massilia, der etwa 340—320 v. Chr. eine Seefahrt nach dem Norden unternahm. Von seinem Werk (*Περὶ Ὠκεανοῦ?*) sind nur einzelne Bruchstücke erhalten, die von späteren Autoren aufgenommen worden sind. Er nennt die Bewohner von Nordwestdeutschland noch (gleichwie Aristoteles) „Kelten“; jenseits der Elbe wohnen „Skythen“.

[2]) Der Name „Germanen“ wurde entweder zuerst von dem Rhodier Poseidonius (etwa 135—50 v. Chr.), der in seinem nur fragmentarisch erhaltenen Geschichtswerk auch den Cimbernkrieg beschrieb und als die Südgrenze Germaniens den *Ἑρκύνιος δρυμός* bestimmte, oder gar erst von Caesar im Bellum Gallicum gebraucht. Über die Herkunft des Namens hat zuletzt R. Henning, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 54, S. 210 ff. gehandelt. Er zeigt, daß der Name zunächst (bei Caesar, Bell. Gall. II, 4; VI, 32) eine zusammenfassende Bezeichnung für belgische Stämme ist, die ethnologisch als Gallier aufzufassen seien; alsdann erst wird er (wie frz. *Allemands* „Deutsche“ von den *Alemannen*) zur Gesamtbezeichnung der rechtsrheinischen Germanen (bei Tacitus, Germania, Kap. 2: *Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri tunc Germani vocati sint*). — Der Name findet sich noch mehrfach auf keltischem Gebiet: im keltiberischen Spanien werden die *Oretani* auch *Germani* genannt (bei Plinius, Naturalis historia III, 25; bei Ptolomaeus III, 6, 58); in Kleinasien findet sich *Γέρμα κολωνία* (ebenda V, 4, 3), *Ἱερὰ Γέρμη* (ebenda V, 2, 11), auf mysischen Münzen *ιερα συνκλητος Γερμανων*; ferner eine *Colonia Germenorum* (A. Holder, Altcelt. Sprach-

geschichtlicher Zeit mundartlich schon ziemlich differenzierten Völker — über ihre Sprache berichten die alten Schriftsteller freilich nichts, außer daß germanische Namen für einen römischen Mund unaussprechbar seien und ihr Gesang wie Rabengekrächze klinge [1]) — neben der Sprache durch das Band körperlicher Ähnlichkeit (hoher Wuchs, blonde Haare, blaue Augen als typische, wenn auch sicher nicht ausnahmslose Merkmale) und kultureller Übereinstimmung in Religion, materieller Lebensweise und geistigen Anschauungen. Unsere hauptsächlichste Kunde darüber verdanken wir bekanntlich dem Römer Tacitus, der uns in seiner Schrift: „De origine et situ Germaniae", ein zum Teil wohl auf eigenen Erfahrungen, zum andern Teil auf zuverlässigen Mitteilungen von Beamten aus den besetzten Gegenden beruhendes, endlich aus literarischer Überlieferung geschöpftes Bild von Land und Leuten

schatz I, 2013); an der thrakisch-illyrischen Grenze liegt *Γερμανία*, der Geburtsort des Belisar (Procopius, Bellum Vandalicum I, 11); endlich treffen wir *Γερμάνιοι* (bei Herodot I, 125) in der persischen Provinz Carmania. — Henning findet den Stamm des von einem Ort **Germo-* abgeleiteten Namens *Germani* in der Sippe von altind. *gharmás* „Glut", griech. *θερμός* „warm" usw. wieder, da an allen Stellen, wo der Ortsname vorkomme, heiße Quellen bezeugt seien, auch bei den Tungrern in den Ardennen (Spa); die rein keltische Form liege allerdings in den Ortsnamen *Bormo*, *Βορμανο* etc. (s. P. Kretzschmer, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, Bd. 38, S. 113 f.) auf keltisch-ligurischem Gebiet vor; die Kelten hätten die griechisch-orientalische Form infolge ihrer engen kulturellen Beziehungen zu Südosteuropa übernommen. — Dazu ist zu bemerken, daß der indogermanische Stamm **ghermo-* nur als griech. *θερμός* (nicht *χερμος*) bezeugt und im Keltischen in altir. *gor* „Wärme" usw. vertreten ist. Weshalb ein phrygisch-thrakisches **germo-* (s. P. Kretzschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache, S. 231) in den keltischen Sprachgebrauch aufgenommen worden ist, bleibt unklar. Vielleicht entstammt es der Sprache einer vorkeltischen über Mitteleuropa ausgebreiteten indogermanischen Bevölkerung (s. weiter unten S. 34 ff.). — Das mehrfache Vorkommen des gleichen Völkernamens an verschiedenen Stellen bemerken wir öfter; es gibt *Veneti* in Oberitalien und an der Ostgrenze Germaniens (Wenden = Slaven), *Iberer* in Spanien und südlich vom Kaukasus usw. Ob es sich dabei immer um denselben Volksstamm handelt, ist vorläufig nicht zu entscheiden; denn aus dem Gleichklang von Namen lassen sich keine sicheren Schlüsse ziehen.

[1]) W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, 2. Aufl., S. 4, zitiert Urteile römischer Schriftsteller über den germanischen Lautcharakter.

entwirft. Die Tendenz, die Tacitus mit seiner Schrift verfolgt, der überfeinerten Kultur seiner Mitbürger ein Gemälde einfacher und natürlicher Sitten, sozusagen als Spiegel eines paradiesischen Zustandes vorzuhalten, entschuldigt manche offensichtliche Übertreibungen oder Beschönigungen, die im Widerspruch zu den Mitteilungen anderer Autoren stehen und durch die geschichtlichen Tatsachen sowie die Ergebnisse der archäologischen Bodenforschung widerlegt werden.[1])

Indogermanen.

Hebt sich uns also dank der erhaltenen Kunde das Bild vom Wesen des germanischen Volksstammes und seines Charakters in großen Umrissen aus dem Dunkel einer für uns überlieferungslosen Zeit heraus, so liegen die Verhältnisse bei dem Begriff „Indogermanen" ganz verschieden. Es sind kaum etwas über 50 Jahre her, seitdem man vornehmlich nach Adolphe Pictets Vorgang[2]) von ihnen zu sprechen begonnen hat; vorher ist kaum die Rede von ihnen gewesen. Wie ist man zu der Vorstellung eines „indogermanischen Volkes" gekommen? Der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp, hat zwar aus der Verwandtschaft der indogermanischen Einzelsprachen im Wortschatz und in den Flexionsformen den Begriff einer „indogermanischen Sprachfamilie" vor etwa 100 Jahren (1816: Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache) fest begründet, auch geglaubt, bis zu den Urformen der Sprachbildung auf dem Wege der Vergleichung vordringen zu können; aber darüber hinaus ist er nicht gegangen. Seinem Nachfolger August Schleicher blieb es vorbehalten, als erster die Wiederherstellung der indogermanischen Grundsprache zu versuchen (Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 1861). Auch begnügte er sich nicht mehr damit, den Wortschatz und die Formen

[1]) Es kann hier unerörtert bleiben, ob Tacitus' Schrift einen politischen Zweck hatte oder reine Gelegenheitsschrift war. Die Absicht des Schriftstellers, seinen Landsleuten die Germanen als sittenreines und anspruchsloses Volk hinzustellen, ist unverkennbar. Näheres bei W. S. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur³, 3. Bd., S. 23 f.

[2]) Les Origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. Essai de Paléontologie linguistique. 1859—1863.

dieser Stammsprache nach den Anschauungen und methodischen Grundsätzen seiner Zeit zu rekonstruieren und die Verzweigung der Einzelsprachen aus der gemeinsamen Wurzel nachzuweisen, sondern folgte dem inzwischen aufgetauchten Bestreben,[1]) aus der Verwertung des wiedergewonnenen Wortschatzes Schlüsse auf den Kulturzustand des hypothetischen Urvolks zu ziehen (in dem Buche: Die deutsche Sprache, 1859), wie es denn bald nach ihm auch Adolphe Pictet und andere taten. Ein weiterer Schritt war, daß man mit denselben Mitteln nun auch den Ausgangspunkt der indogermanischen Sprachen- und Völkerfamilie zu bestimmen versuchte und den Begriff der indogermanischen „Urheimat" aufstellte.[2])

Es ist von vornherein klar, daß alle diese Theorien, die sich auf abgeleiteten, von der jeweiligen wissenschaftlichen Auffassung einer Zeit abhängigen Vorstellungen aufbauen, und die ferner durch jede neue Erkenntnis an Festigkeit gewinnen oder auch verlieren, nie über eine mehr oder minder wahrscheinliche Annahme hinauskommen und keineswegs zu einer absoluten Sicherheit gelangen können. Man mache sich nur einmal die Schwierigkeit des Unternehmens klar! Irgendwelche geschichtliche Nachrichten über das indogermanische Urvolk und seine Stammsitze liegen nirgends vor; alles, was wir darüber zu wissen glauben, ist aus dem durch die Vergleichung des Wortschatzes der indogermanischen Einzelsprachen gewonnenen Vorrat von Kulturausdrücken usw. der Ursprache erschlossen. Dieses Material ist nun keineswegs feststehend; es schwankt, wie schon erwähnt, mit dem Wechsel der wissenschaftlichen Anschauungen der Zeiten. Wenn infolge der schärferen Anwendung methodischer Grundsätze bei etymologischen Aufstellungen manche alte und liebgewonnene Gleichung aufgegeben werden mußte, so strömte andererseits durch die Erschließung neuer Sprachquellen (z. B. alter und moderner Mundarten oder der in Zentralasien neuentdeckten

---

[1]) A. Kuhn, Zur ältesten Geschichte der indogerm. Völker. 1845.

[2]) Die wechselnden Ansichten über ihre Lokalisierung (Zentralasien, Südrußland, Donautiefland, Süddeutschland, Norddeutschland, Skandinavien) habe ich in meinem Buche: Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913, Kap. XX: „Die Lage der Ursitze" aufgezählt und kritisch besprochen.

indogermanischen Sprachen: Tocharisch, Altsogdisch, Nordarisch) der Forschung frisches Material zu, durch das der Gesichtswinkel in der Betrachtung der genannten Probleme erheblich verändert wurde. Wir wollen die Sachlage an einigen Beispielen klar zu machen versuchen.

Das Meer. Zu den vermeintlich sichersten Ergebnissen der etymologischen Forschung rechnete man bisher die Tatsache, daß das indogermanische Urvolk oder wenigstens sein europäischer Zweig das Meer gekannt habe, und bestimmte mit Rücksicht darauf seine Ursitze: am Schwarzen Meer nach O. Schrader, an der Ostsee nach H. Hirt. Betrachten wir die Wortgleichung, auf der sich diese Behauptung aufbaut, etwas näher. Sie lautet: lat. *mare*, altir. *muir*, germ. **mari* (in got. *marisaiws*, *marei* usw.), altbulg. *morje* „Meer"; aber altpreuß. *mary*, lit. *mãrės* „Haff".[1]) Die Sippe ist in den asiatischen indogermanischen Sprachen nicht vertreten; denn altind. *maryādā* „Meeresküste, Grenze" kann nur als unsicherer Vergleich bezeichnet werden. Bei dieser Sachlage darf man also kaum von einer Bekanntschaft des Urvolks mit dem Meere sprechen; aber die Verfechter der Hypothese einer europäischen Urheimat helfen sich mit dem Ausweg, der asiatische Zweig habe bei seiner Abwanderung von der Meeresküste die Kenntnis der Sache und den sprachlichen Ausdruck verloren, wie er auch die auf den Ackerbau bezüglichen Termini aufgegeben habe. Indes zeigt ein Ausblick auf die etymologische Verwandtschaft der Sippe von „Meer" und der Vergleich ihrer Bedeutungsentwicklung mit derjenigen ganz gleichartig aufgebauter Wortreihen, daß diese Auffassung unhaltbar ist. Zur Gruppe von „Meer" stellt sich nämlich mit Ablaut das Wort nhd. *Moor* (ahd. *muor*, as. ae. *mōr*), ferner ae. *merisc*, engl. *marsh*, ndd. *Marsch* „sumpfige Niederung". Wir haben also offenbar von einer Grundbedeutung „stillstehende Wasserfläche" (ahd. *meri*, ae. *mere* „stehendes Gewässer") auszugehen.[2]) Es ist ferner

[1]) Vgl. über lit. *mãrės* „Haff" das von K. Bezzenberger, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, Bd. 44, S. 286 f. Bemerkte. Die Ostsee wird *jūrės*, *jūrios* wie altpreuß. acc. *jurin*, lett. *jūra* genannt (zu dem weiter unten S. 8 erwähnten Stamm **wari* gehörig).

[2]) Nach Joh. Schmidt, Die Pluralbildungen der indogerm. Neutra, S. 253, ist der konsonantische Stamm als die ältere, das *i*-Neutrum als die

zu beachten, daß lit. *mãrės* „Haff, Binnensee“ auf dieselbe Urbedeutung hinweist, da es niemals den Sinn „Meer“ hat. Auffällig ist endlich, daß diese Bedeutung bei der Sippe idg. **mari* nur bei denjenigen indogermanischen Völkern vertreten ist, die erst spät mit dem Meer in Berührung gekommen sind[1]; bei den Italikern, die vermutlich aus Mitteleuropa, sei es durch das Etschtal, sei es über die Adria in ihre historischen Sitze eingewandert sind; bei den Slaven, deren Ausstrahlungsgebiet im Innern Russlands zu suchen ist, oder bei den Kelten, deren gewaltige Ausdehnung zu Beginn der für uns historischen Zeit ihren Ausgang wohl von der Donautiefebene aus nahm. Der idg. Wortstamm **mari* (**mori*) hat also wahrscheinlich die Bedeutung „stehendes Wasser, Teich“[2]) gehabt und wurde von einigen indogerm. Stämmen, die das Meer im Laufe ihrer Wanderungen kennen lernten, als Bezeichnung dafür verwendet, so wie wir etwa nach dem Muster des engl. „*the great pool*“ von dem „großen Teich“ (allerdings scherzhaft) sprechen. Mehrere indogermanische Völker benannten das Meer auf andere Weise: die Griechen z. B. bezeichneten es als *πόντος* „Straße“ (verwandt mit *πάτος* „Pfad“),[3]) *ἅλς* (fem. Stamm im im Gegensatz zu *ἅλς* masc. „Salz“) „Salzflut“ oder *πέλαγος* „Fläche“ (vgl. lat. *aequor*); sie entlehnten ferner ein Wort der vorgriechischen Bevölkerung: *θάλαττα*. Die Germanen besitzen das Wort got. *saiws*, altisl. *sær*, *sjōr*, altengl. *sǣ*, as. *sē*, ahd. *sēo* „See“ als originale Bezeichnung für das „Meer“, und noch heute gebraucht die Küstenbevölkerung Norddeutschlands, die Engländer und Nordgermanen diesen Ausdruck, nie

jüngere Bildung aufzufassen. Ebenso H. Hirt, Indogerm. Forschungen, Bd. 32, S. 268. Dann ist aber *Moor* das ältere, *Meer* das jüngere Wort.

[1]) Man weiß, wie schwer es den Römern fiel, sich mit den Karthagern auf dem Meere zu messen; sie sind nie ein eigentliches Seevolk geworden. Die heutigen Slaven kann man geradezu noch als wasserscheu bezeichnen.

[2]) Im Gegensatz zum fließenden Wasser eines Stromes oder Baches. Auch kelt. **mori* bedeutete ursprünglich „Landsee“; vgl. den Ortsnamen *Mori-dunon* „Seeburg“, heute *Murten* am gleichnamigen See in der Westschweiz (A. Holder, Altcelt. Sprachschatz, Bd. 2, S. 629). Daneben verzeichnet Ptolomaeus (Buch 2. 3. 12) *Μαρίδουνον*, heute Caermarthen in Wales, das aber einige Kilometer landeinwärts am Fluß Towy liegt. Man denke auch an das Steinhuder *Meer*, einen Landsee in mooriger Gegend in Hannover und an die *Mare* (keltisches Wort?) der Eifel.

[3]) Vgl. hom. *ὑγρὰ κέλευθα* „nasser Pfad“. Odyssee, Gesang III, Vers 70.

das Wort „Meer“. Das Wort „See“ ist aber etymologisch isoliert wie griech. *θάλαττα* und dieser Umstand erlaubt den Schluß, daß es ursprünglich ein Terminus der autochthonen, vorindogermanischen Bevölkerung war.

Eine Parallele zu der eben geschilderten Bedeutungsentwicklung des indogermanischen Wortstammes **mari* bietet sich uns in dem indogermanischen Stamm **wār*, **wari*, der in altind. *vār, vāri* „Wasser, Teich, Meer“, av. *vār-* „Regen“, *vairi-* „See“, toch. A. *wär* „Wasser“, arm. *gair* „Sumpf“, preuß. *wurs* „Teich“, altisl. *ver, vǫr*, altengl. *wær* „Meer“ vorliegt.

Die Indogermanen haben also meiner Ansicht nach in ihren Stammsitzen das Meer nicht gekannt.

Gold u. Silber.

Haben wir an der im Vorstehenden entwickelten Wortreihe ersehen, wie eine andersartige etymologische Verknüpfung einen bisher als sicher angesehenen Schluß auf die indogermanische Urzeit erschüttern kann, so wollen wir jetzt an einem Beispiel zeigen, wie neuaufgetauchtes Sprachgut eine bestrittene Annahme sichert. Zweifelhaft erschien bis jetzt, ob das Urvolk die Edelmetalle Gold und Silber gekannt hat. Wir besitzen für sie folgende Gleichungen:

1. Gold. a) Altind. *híraṇyam*, av. *zaranya-*, die vielleicht im Stamm mit der folgenden Gruppe zusammenhängen;

b) altbulg. *zlato*, lett. *zelts*, got. *gulþ*, ae. ahd. *gold*;

c) lat. *aurum*, sabinisch *ausom*, altpreuß. *ausis*, lit. *áuksas* (mit sekundärem *k*).

Griech. *χρυσός* stammt entweder direkt aus dem Semitischen (phön.-hebr. *ḫārūz*, assyr. *ḫurāšu*), denn die Phönizier hatten Gold- und Silberbergwerke in Griechenland und auf den Inseln in vorgeschichtlicher Zeit, wovon noch in klassischer Zeit die Spuren vorhanden waren und die Erinnerung fortlebte[1]), oder die Griechen hatten das Wort von der vorgriechischen (karischen?) Bevölkerung der minoischen Zeit übernommen (man denke an die reichen Goldfunde in der sog. Schatzkammer des Atreus in Mykenä, in anderen dortigen Gräbern, in Schliemanns zweiter trojanischer Stadt und in kretischen

[1]) Herodot, Buch VI, Kap. 47: *Εἶδον δὲ καὶ αὐτὸς τὰ μέταλλα ταῦτα, καὶ μακρῷ ἦν αὐτῶν θαυμασιώτατα τὰ οἱ Φοίνικες ἀνεῦρον οἱ μετὰ Θάσου κτίσαντες τὴν νῆσον ταύτην, ἥτις νῦν ἐπὶ τοῦ Θάσου τούτου τοῦ Φοίνικος τὸ οὔνομα ἔσχε.*

Funden) wie soviele andere Kulturausdrücke, die aus vorgriechischer Zeit stammen und zum Teil dem Griechischen und Westsemitischen gemeinsam sind.[1]) Die Griechen rückten demnach in ein offenbar goldreiches Land ein, fanden einen hier üblichen Ausdruck vor und übernahmen ihn in ihre eigne Sprache.

2. Silber. a) Altind. *rajatám*, av. *ərəzata-*, arm. *arcath*, griech. *ἄργυρος*, lat. *argentum*, gall. *Argento-* (*ratum* „Silberburg“, jetzt Straßburg), altir. *argat*;

b) got. *silubrs*, altpreuß. *siraplis*, lett. *sidrabs*, *sudrabs*, lit. *sidābras*, altbulg. *sьrebro*, ein nur nordeuropäisches Wort unbekannter Herkunft (der Zusammenhang mit dem pontischen Stadtnamen *Ἀλύβη* ist zum mindesten unbewiesen).

Aus der Mannigfaltigkeit der in den indogermanischen Sprachen anzutreffenden Benennungen für die Edelmetalle ließ sich demnach kein bestimmter Schluß auf die Verhältnisse der indogermanischen Urzeit ziehen. Zwar deuteten die ablautenden Formen der nordeuropäischen Bezeichnung für Gold: altbulg. *zlato* aus **ĝholtom*, lett. *zelts* aus **ĝheltos*, got. *gulþ* aus **ĝhl̥tom* auf ihr hohes Alter: aber da das Wort offenbar ursprünglich appositionell zu **ajos* „Metall“ (altind. *áyas*, lat. *aes*, got. *aiz*) gebraucht wurde, also „gelbes (Metall)“ bedeutete, so haben wir darin nur eine Nominalbildung der in den indogermanischen Sprachen weitverbreiteten Wurzel **ĝhel-* „gelb, grün sein“ (altind. *háriš*, griech. *χλωρός*, lat. *helvus*, ahd. *gelo*) zu erblicken (vgl. den phrygischen Namen für „Gold“: *γλουρος*). Ganz unklar war das Verhältnis von lat. *aurum* zu lit. *áuksas* (aus **ausas*); man dachte an Entlehnung des letzteren aus einem italienischen Dialekt (sab. *ausom*),[2]) vielleicht infolge des uralten Bernsteinhandels, dessen Vermittler zwischen Nord- und Südeuropa die Veneter, ein illyrischer Stamm am Nordende der Adria, waren.

[1]) Z. B. griech. *βωμός* „Altar“ und hebr. *bāmāh* „Anhöhe, wo geopfert wird“, vgl. A. Meillet, Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 15, S. 161 ff. und A. Cuny, Les mots du fonds préhéllénique etc. Revue des Études anciennes, Bd. 12, S. 154 ff. und Bd. 14, S. 262 ff. (worunter freilich auch manches Unsichere und Gezwungene).

[2]) A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2. Aufl., S. 77 nach O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl., Bd. 2, S. 41.

Nun hat das neuentdeckte Tocharische die Entscheidung gebracht. In den von E. Sieg gelesenen, aber noch nicht veröffentlichten Bruckstücken von Handschriften aus Ost-Turkestan findet sich das Wort *wäs* für „Gold“, das unzweifelhaft zu lat. *aurum* zu stellen ist und dessen alte Etymologie aus der indogermanischen Wurzel **awes-* „leuchten“ (altind. *ávasran* „sie leuchteten“, *ušās*, griech. ἔως, hom. ἠώς, aeol. αὔως, lat. *aurora*, lit. *auszrà* „Morgenröte“) bestätigt. Das Gold wurde also von den Indogermanen auch als das „rotglänzende“ Metall bezeichnet und die übereinstimmende Benennung im Italischen, Litauischen und Tocharischen, d. h. Sprachen, die sonst keinerlei nähere Beziehungen zu einander haben, sichert nunmehr die Bekanntschaft des Urvolks mit diesem Edelmetall. Desgleichen ist ein zu der Reihe a) gehöriger Name für Silber im Tocharischen aufgetaucht: *ärkyant.* Somit ist die Annahme berechtigt, daß die Indogermanen auch das Silber in der Urzeit kannten und es also das „weißschimmernde“ (altind. *árjunas* „licht, weiß“, griech. ἀργός „glänzend“) benannten, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß wir es bei diesem Namen ursprünglich mit einem wandernden Kulturwort zu tun haben, das eine naheliegende volksetymologische Umdeutung erfuhr.

Die Ansichten über den Kulturzustand des indogermanischen Stammvolkes und die Lage der Ursitze wechseln also und müssen nach der oben geschilderten Sachlage wechseln mit dem Wandel des sprachlichen Materials, das wir zu den betreffenden Rückschlüssen verwenden können. Der Begriff „Indogermanen“ ist demnach keine unabänderliche, kulturell und geographisch festgelegte Realität, wie es bei dem Begriff „Germanen“ der Fall ist. Wir müssen uns ferner bei unseren Betrachtungen stets vor Augen halten, daß die Vorstellung „indogermanisches Urvolk“ eine Abstraktion aus sprachlichen Tatsachen ist und je nach dem Wissen einer Zeit mit wechselndem Inhalt ausgefüllt wird.

Vorgeschichte. Die Betonung dieser Tatsache ist gegenwärtig um so notwendiger, als sich neuerdings einige Prähistoriker der Indogermanen bemächtigt haben und mit ihnen wie mit einer genau bekannten geschichtlichen Größe operieren. Wenn wir von älteren Werken prähistorischen Inhalts absehen, in

denen gelegentlich ein Ausblick auf das indogermanische Urvolk fällt, was durchaus berechtigt erscheinen muß, so ist es seit Matthäus Much[1]) bei einer Gruppe von Prähistorikern üblich geworden, das indogermanische Problem auf rein archäologischem Wege lösen zu wollen. Nun ist es schon bei historisch beglaubigten Völkern oft ganz unmöglich, ihre archäologische Hinterlassenschaft als scharf umgrenztes Kulturgebiet zu umfassen,[2]) wenn uns die Inschriften auf Denkmälern oder Grabbeigaben fehlen; wie will man also ein hypothetisches Volk unbestimmten Alters und ungewisser Herkunft mit den Mitteln der Vorgeschichte kulturell umgrenzen oder gar lokalisieren?

Zwar ging M. Much von einem an und für sich annehmbaren Grundgedanken aus: das indogermanische Urvolk habe in dem Übergang von der Stein- zur Metallzeit, der sog. äneolithischen Periode oder Kupferzeit gelebt. Da der indogermanische Wortstamm **ajos* (s. o.) vielleicht ursprünglich „Kupfer" (oder „Metall" überhaupt?) bedeutet hat, und keine sichere indogermanische Benennung für die „Bronze" oder das „Eisen" vorzuliegen scheint (ich sage ausdrücklich „scheint", denn auch hierüber läßt sich bis jetzt wenigstens schwer Gewißheit erbringen), so kann man dieser Annahme eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Aber selbst wenn sie sich bewähren sollte, wird man mit ihr dem Indogermanenproblem nicht näher kommen, und gar mit ihrer Hilfe und einigen unbestimmten Ausblicken auf den Haustier- und Ackerbaupflanzenbestand des Urvolks die Ursitze bestimmen zu wollen, erscheint ganz und gar aussichtslos. Denn eine Kupferzeit mit Viehzucht und primitivem Ackerbau gab es vielerorts in den mittleren Strichen Europas und Asiens: besonders viele Kupfergeräte finden sich in den Donauländern (Österreich, Ungarn und Rumänien); sie fehlen aber auch in Mittel- und Norddeutschland, Frankreich, Dänemark usw. nicht. Spanien, Italien, die Inseln des ägäischen

[1]) Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen, 2. Aufl., 1893, und Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, 2. Aufl., 1904.

[2]) A. Bezzenberger, Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, Bd. 12, S. 93.

Meeres, Troja und andere Gegenden bleiben hier außer Betracht, da die indogermanischen Stämme dahin erst an der Schwelle der geschichtlichen Zeit oder noch viel später gelangten. Dagegen ist zu beachten, daß in Transkaspien, in dem Kurgan von Anau, der von Hubert Schmidt im Jahre 1904 ausgegraben wurde, schon in den untersten Schichten Kupfergerät gefunden wurde. Die Blütezeit der Kupfer- und Bronzeperiode Transkaspiens will er in die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. setzen.[1]) Da zugleich mit dem Kupfer auch Getreidebau und Haustierzucht nachweisbar ist, so wäre nach der Theorie der Prähistoriker kein Hindernis vorhanden, das indogermanische Urvolk nach Transkaspien zu versetzen.

Rasse des Urvolks.

Freilich ziehen die in Frage kommenden Prähistoriker noch ein anderes Moment hinzu. Ich meine die angebliche Körperbeschaffenheit des indogermanischen Urvolks, die sie für sicher erwiesen ansehen und als Dogma statuieren:[2]) hohe Statur, heller Teint, blaue Augen, blondes Haar und langer Schädel, kurz die extremsten Merkmale der nordeuropäischen Rasse. Allerdings wird das indogermanische Stammvolk zu den hellfarbigen Völkern zu rechnen sein, da die Ursitze nach den wenigen deutlichen Hinweisen, die wir dem Wortschatz der indogermanischen Grundsprache entnehmen, wohl in einer nördlichen Gegend gelegen waren.[3]) Aber alles was man sonst an Beweisen für die Rassenangehörigkeit der Indogermanen anführt, zerfließt bei näherer Betrachtung. Denn wer wird daran zweifeln, daß die Arier gegenüber den fast schwarzen Tamilen in Indien als weiße Rasse erscheinen mußten, welchem Zweig der Kaukasier sie auch angehören

[1]) Explorations of Turkestan. Expedition of 1904. II. Prehistoric civilization of Anau. Washington 1908.

[2]) Gustaf Kossinna, Mannus. Zeitschr. f. Vorgeschichte, Bd. 1, S. 20.

[3]) Über diesen Punkt besteht Übereinstimmung bei allen Forschern. Das Urvolk kannte neben einem heißen Sommer und einem Frühling noch eine kalte Jahreszeit, den Winter mit Schnee und Eis. Die in der indogermanischen Grundsprache nachweisbare Terminologie für die Tierwelt (Bär, Wolf, Fuchs, Otter usw.) entspricht der Fauna der gemäßigten nördlichen Zone. Der einzige Baumname mit einheitlicher Benennung und Bedeutung auf dem ganzen Sprachgebiet ist die Birke, die hauptsächlich im nördlichen Teil Osteuropas und Sibiriens verbreitet ist. Weiteres in meinem schon genannten Buche.

mochten?[1]) Mit dem Beiwort ξανθός (blond?), das manchem griechischen Helden bei Homer gegeben wird, läßt sich nichts anfangen; aus der besonderen Betonung dieser Eigenschaft ist eher der Schluß zu ziehen, daß sie zu den Ausnahmen zu rechnen ist. Vergessen wir auch nicht, daß der vorgriechische Heros Radamanthys,[2]) einer der Herrscher im Elysium, ebenfalls als ξανθός in der bekannten Stelle bei Homer, Odyssee, IV, 563 ff. bezeichnet wird. Eher kann man die Tatsache gelten lassen, daß unter den verschiedenen Völkertypen auf den Wandgemälden aus den Höhlentempeln der Oase von Turfan[3]) auch blauäugige und rothaarige Menschen erscheinen, die man wohl als Indoskythen ansprechen darf. Aber diese Köpfe haben anscheinend runde Schädel und sehen zwar eher wie Europäer als wie Asiaten aus; mit dem nordeuropäischen, germanischen Typus weisen sie indes keine besondere Ähnlichkeit auf.

Das älteste Zeugnis, das wir bis jetzt über das Aussehen eines indogermanischen Volkes besitzen, ist in der Aufschrift der Siegessäule Tiglatpilesers IV von Assyrien enthalten (8. Jahrhdt. v. Chr.). Hier haben wir aber eher einen Beweis für einen dunkelfarbigen Typus der Arier, da die Meder als die „dunklen" bezeichnet sind.[4]) Mit schwarzen Bärten sind die Perser auf dem pompejanischen Mosaikgemälde, der sog. Alexanderschlacht, dargestellt. Im Aussehen scheinen sich die alten Meder und Perser also von ihren heutigen Nachkommen nicht wesentlich unterschieden zu haben.

Wertvolles Anschauungsmaterial zur Kenntnis der äußeren Erscheinung der südosteuropäischen, vorgriechischen Bevölkerung entnehmen wir den kretischen Wandgemälden, Vasenmalereien, Fayence-Figuren und sonstigen Darstellungen von Menschen im ägäischen Kulturkreis. Die Fresken und Frauen-

[1]) Das rassenmäßige Verhältnis der Dāsyus (*dāsavarṇās*) zu den Ariern (*āryavarṇās*) vergleicht H. Zimmer in einem Aufsatz in der Zeitschrift für celt. Philologie, Bd. 9, S. 87 ff. dem der Nigger zu dem Europäer.

[2]) Vgl. Ludolf Malten, Jahrbuch des kais. archäologischen Instituts, Bd. 28, S. 35 ff.

[3]) Siehe A. v. Le Coq, „Chotscho" und das Titelbild zu meinem Buch: Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913.

[4]) Ed. Meyer, Zeitschr. f. vergleich. Sprachforschung, Bd. 42, S. 12.

statuen aus dem II. Palast von Knosos geben uns ein deutliches Bild von dem Aussehen des minoischen Menschenschlags. Die großen, mandelförmigen, schwarzen Augen und das dunkle Haar zeigen, daß er sich von der heutigen Mittelmeerrasse nicht unterscheidet. Helle Typen sind nicht darunter vertreten, soweit die Reproduktionen ein Urteil erlauben, obwohl es vermutlich auch solche gab. Denn selbst unter den Semiten, die in ägyptischen Abbildungen dargestellt sind, finden wir Männer mit blonden Haaren und blauen Augen vertreten, wie mir von einem Ägyptologen (Dr. Pieper), der selbst in Ägypten gegraben und geforscht hat, versichert wurde. Bald wird man sich übrigens über die in ägyptischen Abbildungen vertretenen hellfarbigen Völkertypen leichter ein Urteil bilden können, wenn das von Dr. Max Burchardt im Auftrag der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft (im Winter 1912 bis 1913) an Ort und Stelle photographisch aufgenommene Material publiziert sein wird (im ganzen 756 Platten).[1]

Da wir indes die nordländischen Seevölker (*Achaiwaša* = Achäer?) nur vermutungsweise aus den Abbildungen der Fremdvölker herausholen können, so läßt sich auch mit diesem Hilfsmittel der etwaige indogermanische Typus nicht sicher feststellen.[2]

Die bestbegründete Ansicht über die Rasse des indogermanischen Urvolks dürfte sich also auf die Annahme stützen, daß es schon verschiedene Typen in sich vereinte. Das ist bei einem in verhältnismäßig junger Zeit (Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr.) anzusetzenden Volke überhaupt nicht anders zu erwarten. Denn reine Rassen waren in Europa schon zur Diluvialzeit nicht mehr anzutreffen, und innerhalb der steinzeitlichen Kulturkreise kann man allenfalls von einem Überwiegen der einen oder anderen Schädelform, nie von ihrem ausschließlichen Vorkommen sprechen.

---

[1]) Ed. Meyer, Bericht über eine Expedition nach Ägypten zur Erforschung der Darstellungen der Fremdvölker. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1913, S. 169 ff.

[2]) Typen von Mittelmeervölkern aus ägyptischen Tempeln und Gräbern finden sich bei W. Max Müller, Egyptological Researches I und II, Washington 1908/10 pl. 9 in Bd. 2, reproduziert Prähist. Zeitschr., Bd. 4, S. 428.

Selbst unter die dolichokephale Rasse Nordeuropas finden sich an vielen Stellen, besonders den Nordseeküsten, brachykephale Elemente eingestreut.

Nehmen wir aber auch an, das indogermanische Urvolk habe überwiegend dem blondhaarigen und blauäugigen Typus angehört, so ist damit noch nicht ausgesprochen, daß dieser mit der langschädligen, hellfarbigen nordeuropäischen Rasse identisch gewesen ist. Denn neben den nordischen Dolichokephalen finden sich die mitteleuropäischen, speziell osteuropäischen Brachykephalen mit denselben hellen oder roten Haaren und blauen Augen. Einen Ausstrahlungspunkt dieses Elements finden wir z. B. im Innern Rußlands, im Gebiet der Waldai-Höhen.[1]) Hellfarbige Menschen fanden sich und finden sich bis nach Zentralasien hin.[2]) Es ist keineswegs anzunehmen, daß sie von Nordeuropa dahin gekommen sind, wie man so häufig behaupten hört.

Man sieht nach den vorstehenden Ausführungen leicht ein, wie mißlich es ist, das indogermanische Urvolk auf vage Vermutungen über die Rassenzugehörigkeit hin mit den Urgermanen zu identifizieren. Wenn man freilich, wie es der Prähistoriker Gustaf Kossinna tut, die Zugehörigkeit der Indogermanen zur hellfarbigen nordeuropäischen Rasse als Dogma allen weiteren Schlüssen beweislos voranstellt, so macht man sich die Sache recht leicht.[3]) Die Urheimat ist

[1]) Diesen osteuropäischen, blauäugigen und rothaarigen Typus weisen die Budinen Herodots auf, die er als Autochthonen ansieht und im Innern Rußlands an einem großen See wohnen läßt. *Βουδῖνοι ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστὶ καὶ πυρρόν* (Buch IV, Kap. 108). Tomaschek (in Pauly-Wissowa, Reallexicon, Bd. 3, 1, S. 989 ff.) will in den Budinen die permische Gruppe der Finno-Ugrier wiederfinden. In der Tat haben die Syrjänen und Wotjaken noch jetzt lichte Augen. Der See sei der Bělo Ozero.

[2]) R. T. A. Joyce, Notes on the physical anthropology of Chinese Turkestan and the Pamirs. Journal of the R. Anthropological Society, Bd. 42, S. 450 ff. — Baeltz, Korrespondenzblatt für Anthropologie etc. 1912, S. 95, berichtet, daß die meisten Kirgisen blond und blauäugig seien. v. Luschan hat 1883 von den am Nemruddagh und bei Karakusch ansässigen Kurden 60 % als langschädlig, blond und blauäugig festgestellt, während die Kurden an der persischen Grenze durchweg brünett und extrem kurzköpfig sind (an derselben Stelle des Korrespondenzblatts).

[3]) Selbst der jetzt zu Kossinna in scharfen Gegensatz geratene

dann identisch mit oder wenigstens benachbart den Ursitzen der Germanen, wobei allerdings noch eine Streitfrage unter den Prähistorikern besteht, ob diese in Ost- oder Westnorddeutschland, auf den dänischen Inseln oder in Südskandinavien zu suchen sind. Für alle diese Gegenden gibt es nämlich Verteidiger unter den Prähistorikern und Anthropologen.[1])

Da aber das Indogermanenproblem in erster Linie ein sprachliches ist, wie wir oben ausgeführt haben, so wird man zur Beurteilung der in manchen Forscherkreisen beliebten Gleichsetzung von Germanen und Indogermanen doch zunächst wohl das sprachliche Verhältnis der beiden ins Auge fassen müssen, was jene fast sämtlich übersehen. Es ist bekannt, daß sich die germanische Sprachgruppe von der erschlossenen indogermanischen Grundsprache und den meisten der indogermanischen Schwestersprachen in ihren älteren Stadien durch bedeutsame Unterschiede abhebt. Es sind dies: 1. die sog. Lautverschiebung, 2. die Verlegung des beweglichen und musikalischen indogermanischen Wortakzents als Starkton auf die Stammsilbe und als Folge davon die Schwächung oder das Schwinden der Endsilben, 3. der Verfall der indo-

---

Prähistoriker A. Schliz hält unentwegt an der nordischen Herkunft der Indogermanen fest, obwohl er daneben über die unzulässige Verknüpfung geschichtlicher Völkernamen mit prähistorischen Kulturkreisen ganz vernünftige Ansichten hat. Vgl. seinen Aufsatz „Beiträge zur prähistorischen Ethnologie“ in der Prähistorischen Zeitschrift, Bd. 4, S. 36 ff. Auf S. 57 z. B. lesen wir folgenden Satz: „Als Angehörige der beiden alteuropäischen Völkerfamilien, welche wir als „Arier“ kennen, der Nord- und Südindogermanen Kossinnas, werden beide Stämme (ein alpiner und ein nordischer Stamm, die zu Beginn der Bronzezeit nach Latium gezogen sein und mit den Urbewohnern Italiens verschmolzen die „Italiker“ gebildet haben sollen) indogermanisch gesprochen haben.“ — Ich möchte doch fragen: 1. Woher weiß Schliz, daß seine Dolichokophalen alpiner und nordischer Herkunft „Arier“ waren? und 2. wie will er beweisen, daß die Leute, von denen wir nur Skelette und Geräte besitzen, „indogermanisch“ gesprochen haben?

[1]) Karl Penka, Die Entstehung der neolithischen Kultur Europas, S. 16 ff. verteidigt Dänemark; Ludwig Wilser, Die Germanen, 2. Aufl., S. 73 f. spricht für Schweden; Gustaf Kossinna, Die Herkunft der Germanen, 1911, äußert sich nicht ganz deutlich: er sieht zwar Südskandinavien und Jütland als die Wiege der Germanen an, läßt ihre charakteristischen Merkmale aber erst in Nordwestdeutschland sich entfalten.

germanischen Flexionskategorien. Betrachten wir nunmehr diese drei Punkte der Reihe nach etwas genauer.

Lautverschiebung.

Der Ausdruck „Lautverschiebung“ stammt bekanntlich von Jakob Grimm[1]) und besagt, daß die indogermanischen Konsonanten im Germanischen verschoben worden sind, d. h. wie wir heute sagen würden, eine Veränderung ihrer Artikulationsweise erlitten. Neben dieser ersten sog. germanischen Lautverschiebung gibt es noch eine zweite, weniger ausgedehnte, die „hochdeutsche“ Lautverschiebung, von der nur die oberdeutschen Mundarten in verschiedenem Umfang betroffen werden. Wir wissen heute, daß diese beiden Verschiebungen in ihren Wirkungen auseinandergehen und nicht dieselben Ergebnisse hervorrufen, während man früher z. B. die Spiranten und Affrikaten nicht auseinanderhielt und die zweite Verschiebung als eine Fortsetzung der ersten ansah (J. Grimm an der genannten Stelle).

in idg. Sprachen.

Wenn die Lautverschiebungen auf dem germanischen Sprachgebiet auch die ausgedehntesten und am konsequentesten durchgeführten sind, so stehen sie doch nicht isoliert innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie da und selbst außerhalb derselben finden sich gleichartige Erscheinungen. Eine Verschiebung tönender Laute zu tonlosen kennen z. B. indische Vulgärdialekte, die sog. Paiśācī-Mundarten, die wir nach der neuesten Auffassung als die arische Sprache im Munde von eingeborenen Tamilen anzusehen haben.[2]) In der jetzt wieder entdeckten, seit etwa tausend Jahren ausgestorbenen indogermanischen Sprache des nördlichen Ostturkestan, dem Tocharischen, sind die indogermanischen Medien zu Tenues geworden.[3]) Ebenso sind im Armenischen die stimmhaften indogermanischen

[1]) Deutsche Grammatik I², 1822, S. 584.

[2]) Sten Konow, The home of Paiśācī. Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 64, S. 95 ff.

[3]) E. Sieg und W. Siegling, Tocharisch, die Sprache der Indoskythen. Sitzungsberichte der Berl. Akademie d. Wissensch. 1908, S. 915 ff. Nachwort von R. Pischel, S. 932 f. — Das Tocharische ist offenbar nicht nur von hettitischen, sondern auch von ural-altaischen Sprachen stark beeinflußt worden; siehe darüber jetzt E. Lewy, Zum Dual und zum Tocharischen in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 45, S. 365 ff.

Verschlußlaute zu stimmlosen geworden und von den indogermanischen stimmlosen Lauten wurde *p* über *pf*, *f* zu *h* und *t* aspiriert (*th*). Auch hier ist eine Übertragung der indogermanischen Mundart auf ein vorher anderssprachiges Volk anzunehmen, da die Armenier erst im 7. Jahrh. v. Chr. in ihre heutigen Sitze eingewandert sind, nachdem sie das frühere Reich der Chalder zertrümmert hatten.

Nach Herodot (Buch VII, 73) waren sie von den Phrygern ausgesandte Kolonisten. Selbstverständlich blieb hier wie überall die alte Bevölkerung erhalten — das zeigt der noch heute in Kleinasien herrschende „armenoïde" (vorderasiatische) Typus mit steil in die Höhe gehendem Hinterhaupt — und die neue Herrenkaste drängte ihr die eigene Sprache auf, die dann im Munde der Eingeborenen mannigfache Veränderungen erlitt.

in nichtidg. Sprachen.

Um Beispiele aus nichtindogermanischen Sprachfamilien zu geben, so weist z. B. das Ungarische gegenüber dem Finnischen verschiedentlich Lautverschiebung auf: ung. *f* gegenüber finn. *p*, ung. *h* gegenüber finn. *k*; die Übergangsstufe zeigt das Ostjakische mit *ph* und *kh*.[1] Einzelne Bantusprachen haben anstelle der Tenues *p*, *t*, *k*, die von den Suaheli und Herero gesprochen werden, die Aspiraten *ph*, *th*, *kh* aufzuweisen (so das Konde), andere sind zu *f*, *'r* (stimmloser Zitterlaut), χ fortgeschritten (so das Sotho und Peli).[2] Vgl. die folgende Tabelle:

Urbantu, Suaheli	*k*,	*t*,	*p*,
Konde	*kh*, *k'*,	*th*,	*ph*,
Sotho	χ,	*r*,	*f*.

Während das Urbantu also nur reine stimmlose Verschlußlaute kannte, tritt im Verlaufe seiner Entwicklung in den Tochtersprachen zuerst die Aspiration hinzu, dann wird der feste Verschluß teilweise aufgegeben, endlich entstehen über die affrizierten Laute Reibelaute; also folgende Entwicklungsreihe:

$$k — kh — k\chi — \chi.$$

[1]) J. Szinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft, S. 22 f.

[2]) Zuerst beobachtet von Bleek, Comparative Grammar of South-African-Languages, 1869; vgl. ferner C. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantu-Sprachen², 1910, SS. 17, 25, und Archiv für Anthropologie N. F. Bd. 9, S. 181 ff.

daß solche Wechselwirkungen verschiedener Länder aufeinander auch schon in vorgeschichtlichen Perioden stattfanden. Denn das Bestreben der Menschen, sich in ihrer Sprache nicht von der anerkannten Norm, d. h. der Redeweise der herrschenden und tonangebenden Schicht zu unterscheiden, „gewählt“ zu reden, und die natürliche Scheu, ihre dialektischen Besonderheiten zu zeigen, haben in der Vorzeit so gut wie in historischer Zeit bestanden. Wenn es in der Neuzeit politische und kulturelle Brennpunkte wie Paris, London, Berlin, Rom, Petersburg usw. sind, deren Sprechweise maßgebend für ihre weitere Einflußsphäre ist; wenn im ausgehenden Altertum die Sprache Roms sich über das ganze Imperium ausbreitete und fast alle abendländischen europäischen Sprachen innerhalb seiner Grenzen (abgesehen von dem kulturell überlegenen Griechisch) aufsog, so ist es gewiß erlaubt, ähnliche Vorgänge für die geschichtslose Zeit Europas vorauszusetzen.

Von der naiven Auffassung früherer Jahrzehnte, die die indogermanischen Stämme in ihre historischen Verbreitungsgebiete gewissermaßen wie in wüste Länder einmarschieren ließ und von der vorher vorhandenen Bevölkerung keine Notiz nahm, ist man ja auch in den Kreisen der Sprachforscher zurückgekommen. Wir wissen, daß der Boden Europas unendlich lange, bevor von Indogermanen die Rede sein kann, besiedelt war. Völker kamen und vergingen schon zur neolithischen Zeit; Rassen vermischten sich und ergaben neue Gruppierungen; blutigere Ausrottungskriege, als sie die geschichtliche Zeit je gesehen hat, fanden damals zweifelsohne statt.[1]) Aber daneben verbreitete sich die Kultur auch in friedlicher Durchdringung ohne Wechsel der Bevölkerung, vermutlich zumeist infolge politischer Abhängigkeit.

Einen solchen Wendepunkt der Geschicke des nördlichen Europas dürfen wir wohl um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. annehmen. Während im zweiten Viertel dieses Jahrtausends Mitteleuropa unter dem Zeichen der Hallstattkultur, der älteren Eisenzeit, steht, die selbst stark von Südeuropa her beeinflußt ist, verharren Norddeutschland und Nordeuropa

[1]) Für das Maintal vermutet solche Kämpfe Georg Wolff, Frankfurt a. M. und seine Umgebung. S. 32 f.

tselen, sondern eher *selen*. Denn daß nicht allein die mitteldeutsche Aussprache den Norddeutschen für die Artikulation der Laute der hochdeutschen Sprache maßgebend war, ersehen wir aus der Wiedergabe der stimmlosen Lenes des Mitteldeutschen, die durch halb stimmhafte Medien (s. o. S. 20), oder der unaspirierten Tenues des Obersächsischen (*Gindsgopp* = *Kindskopf*!), die durch aspirierte Tenues ersetzt werden. Der Niederdeutsche spricht also das Hochdeutsche mit den seinem Organ geläufigen Lauten aus.[1])

Und jetzt vollzieht sich ein merkwürdiger Vorgang! Seitdem der Schwerpunkt des deutschen Reiches von dem Süden nach dem Norden gerückt ist und die Verwaltung vieler Reichseinrichtungen (Heer, Post, Eisenbahn) von dem Reichsmittelpunkt aus gelenkt wird, hat der Siegeszug der norddeutschen Aussprache mit dem Vordringen des Beamtenapparats gleichen Schritt gehalten. Wenn es im 16. Jahrhundert fränkische Beamte waren, die im Gefolge der Hohenzollern die hochdeutsche Sprache nach Brandenburg brachten, so sind es heute preußische Beamte, die den norddeutschen Sprachgebrauch bis an die Grenzen des deutschen Reiches tragen. Ja, er macht nicht einmal mehr da Halt; auch Österreich und die Schweiz, die doch politisch unabhängig sind, beginnt er in seinen Bannkreis zu ziehen. Wieviel davon auf persönliche Einwirkung[2]) und wieviel auf systematische Erziehung durch Lehrbücher[3]) und durch die Schule entfällt, kann hier unerörtert bleiben.

Das vorgeschichtliche Europa.

Wenn wir nun in geschichtlicher Zeit eine periodisch abwechselnde, gegenseitige Beeinflussung Nord- und Süddeutschlands in sprachlicher Hinsicht beobachten, so nehme ich an,

---

[1]) Über die Vermeidung ungewohnter Laute bei der Erlernung der Schriftsprache äußert sich Ed. Hermann, Griechische Forschungen I (1912), S. 198 ff.

[2]) Vgl. dazu die Bemerkungen von Ed. Herrmann, a. a. O., S. 193 ff.

[3]) Theodor Siebs, Deutsche Bühnenaussprache[10], 1912; Wilhelm Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch, 1912; Karl Luick, Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer, 1904. Julius Leumann, Die Aussprache des Deutschen. Mit besonderer Berücksichtigung dialektischer Eigentümlichkeiten der deutschen Schweiz. Frauenfeld 1905.

lichen Zeit auf deutschem Gebiet zur Erklärung heranziehen. Etwa 400 n. Chr. beginnen germanische Idiome in Oberdeutschland festen Fuß zu fassen; ihr Vordringen nach Mitteldeutschland müssen wir wohl schon etwas früher ansetzen. Tausend Jahre später vollzieht sich der Rückstoß in sprachlicher Hinsicht; die hochdeutsche Schriftsprache dringt von Obersachsen aus ins niederdeutsche Gebiet vor,[1]) schiebt dies immer weiter zurück und ist heute auch da, wo die niederdeutschen Mundarten erhalten blieben, fast allein als Schriftsprache und Umgangssprache der gebildeten Kreise im Gebrauch. Diese hochdeutsche Schriftsprache ist nun nicht mit oberdeutschem, sondern mit mitteldeutschem Lautstand den Niederdeutschen überliefert worden; die Affrikata *pf* z. b., die auf dem ganzen mitteldeutschen Gebiet durchaus unbekannt und durch altes germ. *p* wie im Niederdeutschen vertreten ist, konnten die Niederdeutschen aus der mündlichen Überlieferung des Hochdeutschen also nicht übernehmen. Wohl aber stießen sie im Schriftbild auf diese Lautgruppe, und da in den Gegenden, die weiter vom mitteldeutschen Gebiet entfernt lagen, die Erlernung der neuen Sprache hauptsächlich auf Grund gedruckter Bücher vor sich ging (wenn auch die mündliche Übertragung nicht zu unterschätzen ist), so mußte der Niederdeutsche zur Affrikata *pf* irgendwie Stellung nehmen. Obwohl sich die Aussprache des Hochdeutschen auf dem niederdeutschen Gebiet nun wesentlich nach dem Schriftbilde richtet,[2]) wird — abgesehen von den obersten Gesellschaftsschichten — in den Kreisen des Mittelstandes anlautendes *pf* durch *f*, inlautendes *pf* durch *p* ersetzt: *Pferd* lautet *Ferd*, *Kopf* lautet *Kopp* (wie auch md.). Die dem niederdeutschen Organ nicht gemäßen Laute sind abgestoßen worden. Auch die Affrikata *ts* = *z* hört man vielfach als stimmloses *s* sprechen, zumal im Wortanfang, wo es sonst nicht vorkommt, da das Niederdeutsche das urgermanische stimmlose *s* durch stimmhaftes *s* ersetzt hat. Man artikuliert *zählen* also nicht

[1]) Agathe Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts., 1910.

[2]) Wilhelm Braune, Über die Einigung der deutschen Aussprache, 1905, S. 13ff. („Sprich, wie du schreibst!").

hafte Verschlußlaute (jedenfalls in bestimmter Stellung)[1] besaß.

Was zunächst das Fehlen der Affrikaten im Urgermanischen betrifft, so könnte man es ja so erklären, daß diese Vorstufe der germanischen Reibelaute *f, þ, χ* bereits in vorhistorischer Zeit aufgegeben worden sei. Belege für die Möglichkeit einer solchen Erklärung lassen sich verschiedentlich aus dem indogermanischen Sprachgebiet beibringen. Im Armenischen ist anlautendes idg. *p* vor Vokalen durch *h* vertreten (*hair* : lat. *pater* „Vater"); als Zwischenstufen sind doch wohl *ph, pf, f* (bilabial) anzusetzen. Im Urkeltischen ist idg. *p* im Anlaut überhaupt, inlautend zwischen Vokalen und auch sonst ausgefallen; auch hier müssen wir dieselben Entwicklungsstufen wie im Armenischen voraussetzen. Auf diesen beiden Sprachgebieten ist die Umbildung des idg. *p* sogar noch weiter fortgeschritten als im Germanischen. Dem gegenüber steht aber die Tatsache der Erhaltung der hochdeutschen Affrikaten *pf, ts, kχ* während nahezu ein und einem halben Jahrtausend. Die Herausbildung affrizierter Laute muß also nicht notwendig zur Vereinfachung im Laufe der Zeit führen.

Vollends im Unklaren bleiben wir über den Grund, weshalb das Urgermanische die indogermanischen Medien zu Tenues verschoben hat, obwohl es doch stimmhafte Verschlußlaute besaß, die wenigstens teilweise (Wortanfang, nach Nasalen usw.) an die Stelle der indogermanischen aspirierten Medien (*bh, dh, gh*) traten. Die Neigung, stimmhafte Laute zu sprechen, ist auf nordgermanischem Gebiet weitverbreitet: anlautendes germ. *s* ist niederdeutsch und niederländisch stimmhaft geworden; das Dänische hat, wie wir oben S. 19 sahen, intervokalische germanische Tenues mit Stimmton versehen usw. Wenn also die Prägermanen zu einer bestimmten Zeit eine indogermanische Sprache übernahmen, warum sollten sie die indogermanischen Medien ausgemerzt haben, wenn stimmhafte Verschlußlaute ihrem Organ gelegen waren?

Die Ausbreitung der nhd. Schriftsprache.

Um diese Schwierigkeiten zu beheben, müssen wir etwas weiter ausgreifen und sprachliche Vorgänge der geschicht-

[1]) Friedrich Kluge, Urgermanisch (Grundriß der germ. Philologie[3]), 1913, § 31, S. 49 und § 42, S. 61.

wir aber bei der zweiten (hochdeutschen) Lautverschiebung die Übernahme der germanischen Sprache durch ein allophyles Element wahrscheinlich gemacht haben, so werden wir wohl auch bei der Erklärung der ersten (germanischen) Verschiebung dieselbe Ursache zur Erklärung heranziehen dürfen.[1])

Aber es erheben sich einige Bedenken. Die beiden Lautverschiebungen stimmen in ihren Endergebnissen nicht überein. Zwar finden sich auf streng althochdeutschem Gebiet die germanischen Medien (oder stimmhaften Reibelaute?)[2]) durch die Tenues *p*, *t*, *k* ersetzt: ahd. *peraht*, *tac*, *kern* für as. *beraht*, *dag*, *gern*, wie die indogermanischen Medien durch germanische Tenues wiedergegeben werden: got. *þaurp*, *taíhun*, *kalds* = lat. *turba*, *decem*, *gelidus*. Aber die indogermanischen Tenues werden im Urgermanischen durch Reibelaute, die germanischen Tenues im Hochdeutschen durch Affrikaten (Verschlußlaut + Reibelaut) oder auch durch doppelte, nach langem Vokal vereinfachte Reibelaute vertreten; die Lautentsprechung got. *faíhu* : lat. *pecu* stimmt nicht überein mit der von ahd. *pflegan* : as. *plegan* oder ahd. *slāffan* : as. *slāpan*. Die aus indogermanischen Tenues hervorgegangenen germanischen Spiranten *f*, *þ* und *χ* bleiben von der weiteren Verschiebung überhaupt unberührt. Wie erklären sich diese Verschiedenheiten, wenn wir bei beiden Lautverschiebungen die gleiche Ursache, die Übertragung einer Sprache auf ein neues Volk mit andersartiger Artikulation anwenden wollen?

Die Schwierigkeit liegt einerseits bei den Affrikaten, die im Urgermanischen nicht vertreten sind, aber doch als Vorstufe für die aus indogermanischen Tenues entwickelten germanischen Reibelaute vorausgesetzt werden müssen; andrerseits in dem Umstand, daß das Urgermanische doch stimm-

[1]) Das ist andeutungsweise, wenn auch nicht in konsequenter und richtiger Durchführung schon früher versucht worden; vgl. Karl Penka, Origines Ariacae, 1883, S. 165 u. 169 und Konstantin Nörrenberg, Was bedeutet Nord? (Globus, Bd. 77 (1900), Nr. 23 u. 24. Letzterer meint: Die Veränderungen des (Indo-) Germanischen im Munde der Finnen waren der Anstoß zu den Änderungen der Sprache der Germanen selbst. — Aber weshalb soll ein Volk seine Sprache ändern, weil ein benachbartes fremdes Volk sie falsch, d. h. nach seinen eigenen Lautgewohnheiten spricht?

[2]) Vgl. J. Franck, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 54, S. 1 ff.

also somatisch und linguistisch-artikulatorisch über die verschiedenen Schichtungen der Indogermanisierung hinaus zu behaupten gewußt hat.

Die erste germ. Lautverschiebung.

Haben wir nun eine, wie ich glaube, plausible Erklärung der hochdeutschen Lautverschiebung gefunden,[1] so müssen wir jetzt, auf der hier gewonnenen Erkenntnis fußend, dem Problem der ersten germanischen Lautverschiebung näher treten. Eine ungestörte Weiterentwicklung der indogermanischen Grundsprache, die wir bei der oft angenommenen Identität der Prägermanen[2]) mit den Urindogermanen doch voraussetzen müßten, hat nicht stattgefunden. Einen wie starken Gegenbeweis gegen diese Gleichsetzung die Lautverschiebung, der Verfall der Flexionsformen und die Ersetzung der musikalischen Betonung durch den Starkton bilden, haben auch einige der Anhänger der erwähnten Theorie empfunden. Um die Schwierigkeit aus dem Weg räumen, halfen sie sich mit der für einen ernsthaften Sprachforscher geradezu grotesken Annahme, das Germanische bewahre den ursprünglichen Zustand und die übrigen indogermanischen Sprachen seien seine Zerfallprodukte.[3]) Bei diesem Ausweg bliebe es unerklärt, weshalb die letzteren überall die germanischen verschobenen Konsonanten durch den gleichen Laut ersetzt, dieselben Flexionsformen beim Nomen und Verbum geschaffen, den Akzent oft auf dieselbe Wortsilbe gelegt hätten u. dgl. m. Wir müssen also daran festhalten, daß die germanische Sprachgruppe eine eigenartige Entwicklung genommen hat, deren charakteristischstes Merkmal die Verschiebung der Verschlußlaute bildet. Wie schon erwähnt, ist sie nicht durchweg aus phonetischen Möglichkeiten zu erklären, wenn wir die Prägermanen als Indogermanen ansehen. Da

[1]) Vgl. meine ausführlichen Erörterungen in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36, S. 307 ff. und Bd. 37, S. 112 ff.

[2]) Nach einem von O. Schrader in dem Aufsatz „Germanen und Indogermanen" in den „Geisteswissenschaften", Heft 8 (1913), S. 196 ff., geprägten Terminus.

[3]) A. Schirmeisen im Mannus (Zeitschrift für Vorgeschichte), Bd. 3, S. 91 ff. und zustimmend G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen, S. 28 f. Anm. 2.

Wenn wir eine Schädelindex-Karte von Europa[1]) ins Auge fassen, so sehen wir die gebirgigen Teile Mitteleuropas (Karpaten, Dinarischen Alpen, Zentralalpen, Jura, Cevennen, Schwarzwald, Westerwald, Hunsrück usw.) eingenommen von einem hyperbrachykephalen Menschenschlag (dem Homo Alpinus). Zwei Drittel der Bevölkerung der heutigen Schweiz gehören diesem Typus an;[2]) auch Süddeutschland ist eines seiner Hauptverbreitungsgebiete, wenn er hier auch durch die von Norden vorgedrungenen germanischen Dolichokephalen vielfach zurückgedrängt worden ist. Nach F. v. Luschan ist diese „alpine Rasse“ identisch mit der Urbevölkerung Kleinasiens, dem von ihm als „armenoïder Typus“ bezeichneten Menschenschlag. Charakteristisch ist für ihn die kurze Kopfform mit steil aufsteigendem Hinterhaupt. Seinen Namen hat er deshalb erhalten, weil die Hauptmenge der Armenier zu dieser Rasse gehört; wir erkennen sie auch in den Bildnissen der alten Hettiter wieder, die um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends das Herrschervolk in Kleinasien waren (s. o. S. 18).

Nun ist es auffallend, daß sich die als „Lautverschiebung“ bezeichneten Artikulationsveränderungen in den indogermanischen Sprachen vielfach mit dem Verbreitungsgebiet der alpinen Rasse decken und gerade da ihre größte Intensität entfalten, wo sie am dichtesten gedrängt erscheint.[3]) Das ist bekanntlich im Gebiet der Alpen und der benachbarten oberdeutschen Gebirgsländer der Fall, und wir dürfen es daher als wahrscheinlich ansehen, daß die oben charakterisierten Lauteigentümlichkeiten auf die Sprachgewohnheiten dieser uralteuropäischen Bevölkerungsschicht zurückgehen, die sich

---

[1]) Z. B. die von W. Z. Ripley, The Races of Europe 1900 oder von J. Deniker, Les Races européennes (im Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1897), Les Races l'Europe (in l'Anthropologie 1898) usw., wiedergegeben bei M. Hoernes, Natur und Urgeschichte der Menschen, Bd. 1, S. 296 und S. 304.

[2]) Nach His und Rütimeyer, Crania helvetica, 1864.

[3]) Vgl. auch A. Dirr, Linguistische Probleme in ethnologischer, anthropologischer und geographischer Beleuchtung. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 39, S. 301 ff. und Bd. 40, S. 22 ff.

der Assimilation neuer Walchen ins germanische Volkstum zu suchen sei (a. a. O. S. 107).

Die Romanen würden aber das germanische Idiom kaum so umgestaltet haben, wie es uns im Hochallemanischen z. B. entgegentritt, da Affrikaten und gutturale Reibelaute dem römischen Organ absolut nicht lagen. Wir müssen wohl schon weiter zurückgehen und in der Umgestaltung des Germanischen den Einfluß der Urbevölkerung suchen, die sich über die Kelten- und Römerherrschaft hinaus ihre sprachliche Eigenart erhalten hatte. Wenn noch lange nach der germanischen Invasion Reste der romanischen Bevölkerung mitten zwischen Alemannen und Bayern saßen (bis ins 13. Jahrh.),[1] so ist anzunehmen, daß auch nach der Keltisierung und späteren (offenbar aber nicht tiefgehenden) Romanisierung Süddeutschlands und der Schweiz die Sprachen der europäischen Urvölker noch erhalten blieben, genau so wie die ligurische, etruskische und keltische Sprache noch lange nach der Unterwerfung Mittel- und Oberitaliens durch die Römer fortlebte. Dafür kann uns das Zeugnis des Livius als Beweis dienen, der uns die Existenz einer dem Etruskischen verwandten rätischen Sprache zu seiner Zeit (unter Kaiser Augustus) in den Alpen versichert.[2]

Urbewohner Mitteleuropas.

Wir dürfen also annehmen, daß die in Mitteleuropa vor der in verschiedenen Schichten (keltisch, römisch, germanisch) erfolgten Indogermanisierung ansässigen, anderssprachigen Völker als Unterschicht bis in die nachchristlichen Jahrhunderte erhalten blieben, so wie wir in Spanien nach der Unterwerfung unter Rom noch die iberische Sprache fortleben sehen, von der ein Zweig, das Baskische, sich bis heute zu behaupten verstanden hat.

Ist es nun möglich, diese alte Unterschicht der Urbevölkerung in Mitteleuropa somatisch und anthropologisch zu erfassen, so wie wir ihre sprachlichen Besonderheiten (Fehlen tönender Verschlußlaute, aspirierte oder affrizierte Tenues, Starkton) aus den Nachwirkungen in den später von ihnen übernommenen Idiomen herausgeschält haben?

[1]) Siehe O. Behagel, Geschichte der deutschen Sprache[3], S. 7 ff.

[2]) Buch V, Kap. 33: *Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est (scil. e Tuscis), maxime Raetis; quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent.*

carium) „Becher“ als *pikari*, germ. **diuriz* (altisl. *dýrr*, ahd. *tiuri*) „teuer“ als *tiuris* übernommen worden.

Das Etruskische zeigt uns ferner, wie sich die Tenues in entlehnten Wörtern zu Aspiraten (Spiranten) wandeln, wenn die entlehnende Sprache keine reinen Tenues besitzt. Griech. Ἱππόλυτος lautet auf etruskisch *Hepleϑa*, lat. *Tiberius* wird zu etr. *ϑepri*, *ϑefri*; dem lat. *Tanaquil* entspricht etruskisch *ϑanχvil* (hier ist das Lateinische der entlehnende Teil und hat die ihm unbequemen Laute durch die ihm geläufigen ersetzt). Auch bei dem Etruskischen zeigt sich dies merkwürdige Zusammentreffen aspirierter Tenues mit dem Starkton, dessen Wirkungen wir am Ausfall nachtoniger Vokale in Lehnwörtern erkennen: etrusk. *Menrva* = lat. *Minerva*, etrusk. *Clutmsta* = griech. Κλυταιμνήστρα usw. Bekanntlich verdankt auch das Lateinische die Ersetzung des freien und musikalischen indogermanischen Wortakzents durch den Starkton der Stammsilbe (der freilich später wieder durch das sog. Dreisilbengesetz, durch den aus einem Nebenton zum Hauptton gewordenen Akzent der Pänultima modifiziert wurde) dem Einfluß des Etruskischen;[1]) richtiger sagen wir vielleicht, beide standen unter dem Einfluß der Sprachgewohnheiten der uritalischen Bevölkerung. Denn auch beim Etruskischen beobachten wir eine Entwicklung in der oben angegebenen Richtung (Ersetzung alter Tenues durch Aspiraten, später Spiranten).

Aus dem Nachlaß des vor drei Jahren verstorbenen Indogermanisten und Keltisten der Universität Berlin, Heinrich Zimmer, hat sein Nachfolger Kuno Meyer eine Anzahl unvollendeter Entwürfe zu Aufsätzen veröffentlicht,[2]) in denen jener das Verhältnis der keltischen Eroberer zur Kultur und Sprache der unterworfenen Urbewohner Britanniens und Irlands behandelt. Er kommt zum Schluß, dass die grossen Veränderungen, die das Keltische im Laufe seiner Entwicklung erlitt, durch die Aufnahme einer allophylen Bevölkerung ins arische Volkstum zu erklären sind, und zieht zum Vergleich die hochdeutsche Lautverschiebung heran, deren Ursache in

[1]) Fr. Skutsch, Der lateinische Akzent, Glotta, Bd. 4, S. 187 ff.
[2]) Zeitschr. für celtische Philologie, Bd. 9, S. 87 ff.

Wenn wir die sprachlichen Vorgänge aus geschichtlicher Zeit in die für das Leben der deutschen Sprache noch vorgeschichtliche Periode des 5. bis 7. Jahrhunderts n. Chr. zurückverlegen, so erhalten wir eine natürliche und befriedigende Erklärung für die Erscheinung der hochdeutschen (zweiten germanischen) Verschiebung. Die in Süd- und Mitteldeutschland einziehenden germanischen Stämme fanden selbstverständlich überall eine uralte einheimische Bevölkerung vor, die unter einer vorhergegangenen keltischen, später unter einer romanischen Oberschicht erhalten geblieben war. Sie mag von den Germanen zum Teil vernichtet, zum Teil in die Gebirge zurückgedrängt worden sein; ganz ausgerottet konnte und durfte sie nicht werden, denn die germanische Herrenkaste brauchte Sklaven und vermutlich auch Sklavinnen. Vermischungen waren unvermeidlich, und im Laufe der Zeit kam das bodenständige Element wieder hoch, erlangte jedenfalls das numerische Übergewicht, wie das überall auf Erden zwischen fremden Siegern und einheimischen Besiegten zu gehen pflegt, wenn der Rassenunterschied nicht gar zu groß und darum unüberwindlich ist. Wie diese Urbevölkerung gesprochen hat (rätisch? s. weiter unten), wissen wir nicht; selbst von der keltischen oder romanischen Mundart der älteren Herrenvölker sind uns ja nur in Ortsnamen dürftige Spuren erhalten. Wir dürfen aber vermuten, daß stimmhafte Verschlußlaute bei einem großen Teil der europäischen Urbevölkerung von der ältesten Zeit her unbekannt waren, wenn wir daran denken, daß sie z. B. auch im Etruskischen und Finnischen nicht vertreten sind.

Diese beiden Idiome liefern uns zugleich zahlreiche Beispiele dafür, daß Sprachen ohne stimmhafte Verschlußlaute bei der Übernahme fremden Sprachguts stimmlose Verschlußlaute für jene einsetzen. So wird griech. *Γανυμήδης* durch etr. *Catmite* wiedergegeben und mit anlautender Tenuis ist der Name als *Catamītus* ins Lateinische von daher übernommen. Die lateinischen Lehnwörter *triumpus*, *triumphus* „Triumph“, *sporta* „Korb“ u. a. stammen durch die Vermittlung des Etruskischen aus griech. *θρίαμβος*, *σπυρίδα* (Acc.). Ins Finnische ist germ. **ʒernaz* (got. *-gairns*, altisl. *gjarn*, ahd. *gern*) als *kernas*, germ. **bikkari* (altisl. *bikarr*, ahd. *behhari* aus lat. *bic-*

selbst den Stimmton annimmt, eine Erscheinung, die wir auch innerhalb der romanischen Sprachen im Verhältnis zum Lateinischen beobachten. Wir können uns zur Not auch erklären, daß man in einer bestimmten Zeit anfängt, stimmlose Verschlußlaute gehaucht (als Aspirata) zu sprechen: *ph* für *p*, *th* für *t*, *kh* für *k*, wie es in der norddeutschen Aussprache des Hochdeutschen geschieht. Aber man versteht nicht, wie ein stimmhafter Laut im Laufe einer ungestörten Sprachentwicklung seinen Stimmton verlieren soll. Das ist aber den indogermanischen Medien im Armenischen und Germanischen widerfahren. Wir werden den richtigen Standpunkt gewinnen, wenn wir uns vor Augen führen, wie die Süddeutschen eine romanische oder slavische Sprache artikulieren, wenn sie nicht durch phonetischen Unterricht vorgebildet sind.

Ersatz ungewohnter Laute

Da sie in ihren Mundarten keine stimmhaften Verschlußlaute besitzen, so können sie die fremden Medien nicht aussprechen, ja sie hören sie nicht einmal und ersetzen sie zumeist durch ihre gewohnten Lenes, d. h. schwach artikulierte Tenues, oder, wenn sie ihre Sache besonders gut machen wollen, durch die Fortes, d. h. die straffer artikulierten stimmlosen Laute.[1] Der Süddeutsche spricht also frz. *bon* „gut“ etwa wie *pont* „Brücke“, *don* „Geschenk“ wie *ton* „Ton“, *gant* „Handschuh“ wie *quand* „wann“. Das französische Ohr vernimmt die süddeutschen Lenes demnach als Tenues, und umgekehrt hört der Süddeutsche häufig aus den mit dem sog. Blählaut artikulierten französischen Medien eine Tenuis heraus. Das war schon im Mittelalter der Fall und darum wird frz. *bannière* „Banner“ durch mhd. *panier* (neben *banier*, wie nhd. *Panier* und *Banner*), frz. *danse* durch mhd. *tanz*, wie frz. *valise* durch nhd. *Felleisen*, frz. *vernis* durch *Firniss* wiedergegeben usw. So klingt noch heute im süddeutschen Mund das Fremdwort *Direktor* wie *Tirektor*, *Galopp* wie *Kalopp* u. dgl. m.

---

[1]) Siehe E. Sievers, Grundzüge der Phonetik^{5}, § 181, S. 70f. — Nicht einmal die norddeutschen Medien, bei denen der Stimmton erst im Verlaufe ihrer Artikulation einsetzt, entsprechen genau den slavischen oder romanischen Medien und werden daher von Angehörigen dieser Sprachen auch nicht als solche empfunden. (E. Sievers a. a. O. S. 138f. L. Roudet, Éléments de phonétique générale, 1910, S. 117).

Nebenbei bemerkt besitzen diejenigen Zweige der Bantusprachen, die eine Aspiration der Verschlußlaute haben, den Starkton wie das Germanische. In Afrika haben wir bekanntlich mit umfänglichen Völkermischungen und der Aufsaugung älterer Idiome durch die großen Sprachfamilien der Sudan- und Bantugruppe zu rechnen. Ähnliche Erscheinungen müssen wir überhaupt überall vermuten, wo wir im Lautstand und syntaktischen Gefüge einer Sprache tief einschneidende Veränderungen beobachten, die sich nicht durch eine rein phonetische Entwicklung rechtfertigen lassen. Denn selbstverständlich erleidet eine Sprache auch lautliche Veränderungen im Laufe der Zeit, ohne daß die Einwirkung eines fremden Elements zu beobachten ist. Aus den germanischen Sprachen können wir zur Veranschaulichung dieser Tatsache das Dänische anführen. Hier sind alle germanischen intervokalischen Tenues zu Medien geworden, d. h. sie haben infolge der Nachbarschaft stimmhafter Sonanten selbst den Stimmton angenommen.[1] So steht also:

Spontane Lautveränderungen.

dänisch *löbe* „laufen“ neben schwed. *löpa*,
„ *lade* „lassen“ „ „ *lata*,
„ *lige* „gleich“ „ „ *like*.

Es ist unmöglich die Gründe dafür anzugeben, weshalb von zwei benachbarten und der gleichen Wurzel entsprossenen Sprachen diese einem Lautwandel unterliegt, jene nicht. Hier spielen die sprachbildenden Triebe der einander ablösenden Altersklassen eine Rolle, die ihre Wirkungen unbemerkt ausüben und deshalb der Beobachtung entgehen.

Von einer solchen spontanen Weiterentwicklung der Laute und Formen der indogermanischen Grundsprache bei den Germanen kann nun keine Rede sein. Wir begreifen wohl, daß ein von stimmhaften Lauten eingeschlossener stimmloser Laut

[1]) So schon im Mitteldänischen; im jüngeren Dänischen schritten die Medien zu Spiranten *b d g* fort; heute werden diese selbst nur schwach artikuliert, wenigstens in der hochdänischen Kopenhagener Aussprache, teilweise sind sie ganz verstummt (dän. *tage* „nehmen“, gesprochen *ta* mit sehr offenem *a* und Stoßton). — Auch in Bantudialekten findet sich die Entwicklung von stimmhaften Lauten aus stimmlosen zwischen Vokalen: *χ* wird im Sotho zu *g*, *p* im Digo und Makua zu *v* in dieser Stellung (s. C. Meinhof, a. a. O. S. 26).

noch in den Traditionen ihrer Bronzezeit. Man führt hier ein „altväterliches Sonderleben“;[1]) das Eisen ist noch nicht das überwiegende Gebrauchsmetall, wenn es auch nicht mehr unbekannt war;[2]) Form und Technik der Tongefäße sind dürftig, noch wölbt sich der Grabhügel über dem Toten, während man in Mitteleuropa die Friedhöfe nach italischem Muster mit Urnengräbern unter der Erde anlegte. Freilich gibt es zwischen den beiden Kulturen eine Übergangszone (Brandenburg, Sachsen, Lausitz, Schlesien, Böhmen usw.), wo sich die Hallstatteinflüsse stärker fühlbar machen: daß hier auch ein ethnischer Unterschied einwirkte, ist anzunehmen, und wird durch andere Erwägungen gestützt (vgl. weiter unten S. 35 f.). Die Hallstattkultur wird häufig mit dem Namen der Illyrier verbunden, ohne daß sich bei dem Mangel historischer Nachrichten ein schlüssiger Beweis für diese Gleichsetzung erbringen läßt.

Das Bild ändert sich, wie gesagt, um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends. Die von Mitteleuropa gegen Südeuropa vordringenden keltischen Völker lassen einen Strahl der Geschichte auf jenes fallen. Zugleich hebt eine neue Kultur an, die jüngere Eisenzeit, die von einem Hauptfundplatz, La Tène am Nordende des Neufchâteler Sees, den Namen hat und mit der großen keltischen Expansion verbunden ist: in Frankreich wie in Oberitalien, in Ungarn und Süddeutschland herrscht im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. der gleiche Stil bei den Waffen und Schmucksachen. Nunmehr aber dringt die keltische Kultur auch nach Nordeuropa vor: sie erst führt Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien aus der Bronzezeit heraus.[3])

Es ist vorauszusetzen, daß dies Vordringen der La Tène-Kultur nach Nordeuropa durch eine politische Oberhoheit der Kelten über die Germanen bedingt war. Viele Forscher nehmen

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 134 ff.

[2]) G. Kossinna, Mannus (Zeitschrift für Vorgeschichte), Bd. 2, S. 239. Wohl waren vom Niederrhein aus schon Einflüsse der vierten Hallstattperiode zu den Germanen gedrungen (im 6. Jh. v. Chr.); doch sie hatten die ältere Kultur nicht völlig umzugestalten vermocht. Vgl. C. Rademacher, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 208 f.

[3]) Sophus Müller, a. a. O., S. 157 f.; Oscar Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 161.

eine solche an,[1]) und da die Kelten in Italien über die Etrusker, Umbrer und Römer siegten, in Gallien die Ligurer und Gallier[2]) und in Spanien die Karthager und Iberer niederwarfen, um 300 v. Chr. nach der unteren Donau vordrangen, die Illyrier besiegten und ihre Eroberungszüge bis nach Griechenland und Kleinasien (Reich der Galater) ausdehnten — wie sollten da die politisch wohl ungeeinten, noch mit den altüblichen Bronzewaffen, zumeist aber mit Holzwaffen u. dgl. sich verteidigenden Germanen dem Ansturm der zu Roß und auf Streitwagen kämpfenden Scharen eines mächtigen, über ganz Mitteleuropa ausgedehnten keltischen Reiches widerstanden haben?[3]) Doch dem sei, wie es wolle; unzweifelhaft steht auch durch zahlreiche sprachliche Belege[4]) das Eindringen der keltischen Kultur nach Nordeuropa zu den Germanen fest.

Abzulehnen aber ist die Annahme, die ich gelegentlich vertrat, daß die Prägermanen durch den Einfluß der keltischen La Tène-Kultur zu Germanen im sprachlichen Sinne wurden, mit andern Worten, daß sie ihre frühere Sprache mit der indogermanischen der kulturell überlegenen Kelten vertauschten.[5])

---

[1]) Z. B. Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe, Bd. 2², (1894), S. 330 ff., spez. S. 369 ff. und O. Bremer, Ethnographie der germ. Stämme in Pauls Grundriß der germ. Philologie, Bd. 3², S. 787 ff.

[2]) So hießen die vorkeltischen Bewohner des Landes; daher spricht Caesar im Bellum Gallicum von der Gallia celtica und Gallia belgica (s. H. Zimmer, a. a. O., S. 113).

[3]) Vgl. Caesar VI, 24, 1: *Ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent, ultra bella inferrent.* Auf diese Stelle stützt sich Tacitus, Germania, Kap. 28: *Validiores olim Gallorum res fuisse summus auctorum divus Julius tradit; eoque credibile est etiam Gallos in Germaniam transgressos.* Die geschichtliche Überlieferung der politischen und militärischen Überlegenheit der Gallier über die Germanen in vergangenen Zeiten war also noch im 1. Jh. v. Chr. lebendig.

[4]) Siehe Arbois de Jubainville und O. Bremer, a. a. O., sowie weiter unten S. 40 f.

[5]) Die übliche Datierung der germanischen Lautverschiebung würde freilich dafür sprechen, vgl. R. Much, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 17, S. 63, der sie etwa ins 3. Jh. v. Chr. setzt; ebenso O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte³, Bd. 2., S. 503. Jetzt nimmt er 500 v. Chr. als Termin an („Germanen und Indogermanen" in „Die Geisteswissenschaften", 1913, Nr. 8, S. 196 ff.). Doch alle diese Datierungen sind nur als unbewiesene Annahmen zu betrachten; vgl. W. Wilmans, Deutsche Grammatik I³, § 30, S. 43.

Denn auf die Frage, ob die Germanen das indogermanische Idiom erst von den Kelten übernommen haben, werden wir mit „nein“ antworten müssen. Außer anderen Gründen, die wir noch später (S. 36 f.) aufzählen werden, spricht gegen eine solche Annahme, daß das Urkeltische die stimmhaften indogermanischen Verschlußlaute besaß (altir. *derc* „Auge“ : griech. *δέρκομαι* „sehe“, gallischer Eigenname *Cinto-genus*, altir. *gein* „Geburt“ : lat. *genus* „Geschlecht“ usw.). Eine Verschiebung des idg. *p* zu *pf, f, h* in vorhistorischer Zeit ist zwar wegen des teilweisen Verlustes dieses Lautes im Urkeltischen vorauszusetzen (s. o. S. 27); aber idg. *t* und *k* sind im Urkeltischen erhalten (altir. *temen* „dunkel“ : altind. *támas* „Finsternis“ altir. *corn* : lat. *cornu* „Horn“). Den Germanen andrerseits sind stimmhafte Verschlußlaute auch nicht fremd, wie wir oben (S. 27) sahen. Wir müssen also bei der Übertragung des indogermanischen Idioms zu den Germanen ein Zwischenglied annehmen, das keine Medien besaß und stark aspirierte Tenues sprach. Aus dem Kreise der bekannten indogermanischen Sprachen sind die beiden Erscheinungen vereint nur auf hochdeutschem Gebiet bekannt, das wir oben als Domäne der alpinen Rasse kennen gelernt haben. Wir werden also voraussetzen müssen, daß der den Prägermanen die indogermanischen Mundart vermittelnde, im übrigen unbekannte, weil ausgestorbene Sprachzweig des Indogermanischen bei irgend einem, heute längst von anderen Bevölkerungsschichten überlagerten Zweig der alpinen Rasse beheimatet war. Auch dieser Bevölkerung war die indogermanische Sprache erst irgendwoher gebracht worden; sie vermochte infolge eines politischen oder kulturellen Aufschwungs, den wir historisch überhaupt nicht und archäologisch bis jetzt nur unsicher tastend (s. weiteres auf S. 34 ff.) nachweisen können, sprachverbreitenden Einfluß zu üben. Später ist diese indogermanische Sprache untergegangen; möglicherweise wurde sie vom Keltischen aufgesogen. Denn das ausgedehnte Keltenreich des 5. Jahrhunderts v. Chr. vereinte offenbar Völker verschiedenster Sprachen, indogermanischer und nichtindogermanischer Zunge. Letztere haben der Sprache der Besieger vermutlich oft weichen müssen; aber auch stammverwandte Sprachen mögen nicht selten unterdrückt worden sein, wie

wir das so häufig auf indogermanischem Sprachgebiet beobachten; man denke an die Verdrängung des Keltischen durch das Lateinische, das selbst das Umbrische, Oskische, Samnitische usw. in Italien aufgesogen hatte.

Was die Übernahme und Weiterverbreitung indogermanischer Sprachen durch ursprünglich allophyle Völker betrifft, so kann man, um einen modernen Vergleich zu haben, an die Bulgaren erinnern. Dieser ursprünglich türkische Stamm hat erst nach dem Abzug aus seinen Ursitzen an der mittleren Wolga eine slavische Mundart angenommen. In der Folge zeigte er sich als ein mächtiger Förderer des Slaventums. Wir verdanken den Bulgaren das älteste erhaltene Schrifttum der Slaven, die altkirchenslavische Bibelübersetzung, die einen großen Einfluß auf das kirchliche und literarische Leben der griechisch-katholischen Slavenvölker ausübte. Bekannt ist, daß die Bulgaren schon in früheren Jahrhunderten, ehe die Türkenherrschaft sie niederwarf, dem Slaventum eine weite Ausbreitung auf der Balkanhalbinsel verschafft haben, und nun nach ihrer nationalen Wiedergeburt die alten Pfade aufs Neue zu wandeln versuchen. So mag auch die Indogermanisierung Nordeuropas von einem Volke ausgegangen sein, das selbst erst eine indogermanische Sprache übernommen hatte. Bei ihrer Ausbreitung zu den Prägermanen erging es dieser Sprache wie später dem Hochdeutschen. Die Germanen sprachen das neue Idiom mit ihren früheren Artikulationsgewohnheiten aus, indem sie z. B. die Affrikaten zu Spiranten vereinfachten. Die aus indogermanischen Medien entstandenen Tenues blieben erhalten, auch die aus indogermanischen aspirierten Medien hervorgegangenen Reibelaute. Ob alle diese schon in der untergegangenen indogermanischen Sprache den Stimmton hatten oder ihn z. T. erst nach der Übernahme dieser Sprache durch die Germanen erhielten, läßt sich nicht mehr entscheiden.[1])

Untergegangene prähistorische Völker. Werden sich nun für solche untergegangenen Völker, wie das hypothetische mitteleuropäische Indogermanenvolk, dem wir die Indogermanisierung Nordeuropas verdanken, einmal

[1]) Die Entwicklung der indogermanischen aspirierten Medien zu spirantischen Lauten ist verschiedentlich zu beobachten, z. B. im Avestischen; sie ist auch im Keltischen nicht unbekannt; *b* wurde z. B. schon im Urkeltischen, *d* und *g* wenigstens z. T. im Uririschen spirantisch gesprochen.

wenigstens archäologische Unterlagen finden lassen? Ich glaube die Frage mit „vielleicht ja“ beantworten zu dürfen, denn vielfach wird von den Prähistorikern ein Einströmen neuer Bevölkerungsschichten in Mitteleuropa angenommen.[1]) In der mittleren Bronzezeit z. B. tritt in Ostdeutschland eine scharf umgrenzte Kultur auf, die einen ihrer Brennpunkte in der Lausitz und der südlichen Mark Brandenburg gehabt zu haben scheint. Charakterisiert wird sie durch eine eigenartige Keramik, die vorteilhaft von der gleichzeitigen dürftigen germanischen Töpferware absticht (zumeist sog. Buckelkeramik). Die Bronzefunde sind weniger reichlich als in Nordeuropa, unterscheiden sich aber im Stil von ihnen. Diese ostdeutsche Kultur reicht über Österreich-Ungarn einerseits bis nach Oberitalien, andrerseits nach Bosnien. Es ist uns unmöglich, ein historisches Volk anzugeben, daß der Träger dieser „Lausitzer Kultur“ gewesen wäre, da sie weit jenseits jeder geschichtlichen Überlieferung liegt.[2]) Aber alle Vorgeschichtsforscher sind darin

[1]) Für Westdeutschland hat das z. B. A. Schliz zu erweisen gesucht: „Das von Ostfrankreich bis zum Teutoburger Wald reichende Kultur- und Volksgebiet hat vom Beginn der zweiten Bronzezeitperiode viermal Völkerwellen in sich aufgenommen, die, wie ich an den Schädeltypen habe nachweisen können, somatisch ebenso verschieden waren, wie kulturell: 1. in der zweiten Bronzezeitperiode eine Hügelgräberbevölkerung mit Bestattung der Leichen und eigenartigen Beigaben aus Bronze sowie Buckelkeramik; 2. in der Frühhallstattzeit eine vom Süd- und Westrand der Alpen stammende kleinwüchsige und langköpfige Bevölkerung vom Mittelmeertypus; 3. in der Zeit der Hallstattkultur (eiserne Langschwerter und polychrome Keramik) eine großwüchsige, langköpfige, vom Nordbalkan stammende Bevölkerung; 4. in der Früh- und Mittellatènezeit brachykephale Gallier“ (gemeint sind Kelten; wie die drei andern Völkerwellen sprachen, wissen wir nicht). Vgl. A. Schliz, Mannus (Zeitschrift für Vorgeschichte) Bd. 3, S. 313, Anm. 1.

[2]) Alle bisherigen Versuche nach dieser Richtung hin sind verfehlt. Weder G. Kossinnas frühere „Karpodaken“ (Mannus, Bd. 3, S. 322 ff.; dagegen U. Kahrstedt, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 83 ff.), an deren Stelle er jetzt „Nordillyrier“ treten läßt (Mannus, Bd. 4, S. 183), noch C. Schuchhardts „Semnonen“ (Prähistorische Zeitschrift, Bd. 1, S. 360 ff. und Verhandlungen der Posener Philologenversammlung 1911, S. 70) haben irgendwelche Berechtigung als Träger der sog. Lausitzer Kultur. — Später saßen hier keltische Völker, Teurisker, Cotiner und Anarten, die offenbar nur die Oberschicht bildeten; das alte Volkselement war von ihnen zwar überlagert, aber nicht verdrängt worden. Das war auch bei der späteren

einig, daß die Träger der Lausitzer Kultur einen mächtigen politischen Verband gebildet haben müssen, was auch die zahlreichen Burgenbauten auf ihrem Gebiet beweisen. Natürlich können wir nicht wissen, welche Sprache sie gesprochen haben, und es liegt mir fern, sie etwa für Indogermanen zu erklären. Mein Zweck ist nur, an dem Beispiel der „Lausitzer Kultur" zu zeigen, daß es im vorgeschichtlichen Europa Völkerverbände gab, die ihre Macht weithin bis an die Grenzen des Germanengebiets ausgedehnt haben, von denen unsere geschichtliche Überlieferung aber nichts weiß. So dürfte auch die Hypothese eines unbekannten, indogermanisch sprechenden Volks, das den Prägermanen die germanische Sprache gebracht hat, nicht ganz in der Luft schweben, wenn wir es auch mit keinem der uns historisch bekannten Stämme oder archäologisch umgrenzten Kulturkreise identifizieren wollen.[1])

Keltisch und Germanisch. Nähere Kunde von den mitteleuropäischen Völkern aus der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends liegt nur über die Kelten vor. Sie können aber, wie schon gesagt, für die Prägermanen nicht als Vermittler des germanischen Idioms in Betracht kommen. Außer den oben (S. 33) erwähnten und noch andern lautlichen Gründen sprechen auch flexivische und lexikalische Verschiedenheiten gegen eine ursprüngliche Einheit des Germanischen und Keltischen.[2]) Dem Keltischen eigenartig ist die Verwandlung des idg. *ē* in *ī*: kelt. *rīx* z. B. in *Dumnorix* („Weltkönig") entspricht dem lat. *rēx* „König". Das Ur-

---

germanischen Einwanderung der Bastarnen, Skiren, Lugier und anderer Stämme der Fall, und die folgende slavische Invasion hat daran auch nichts geändert. Vgl. über das Fortbestehen der alten Bevölkerungsschichten die Bemerkungen von G. Kossinna, Mannus (Zeitschrift für Vorgeschichte), Bd. 3, S. 319 und F. v. Luschan, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 45, S. 313, Anm. 1.

[1]) Auch Joh. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, S. 28 erklärt die oft scharfen Grenzen zwischen zwei indogermanischen Sprachen aus der Aufsaugung vermittelnder Varietäten.

[2]) Die ursprüngliche Identität von Kelten und Germanen wird neuerdings von C. Jullian, Histoire de la Gaule, Bd. 1, S. 242f. behauptet. Dagegen wendet sich mit Recht J. Mansion in den Aufsätzen „Kelten en Germanen" (K. Vlaamsche Academie 1912, S. 1292ff.) und „Celtes et Germains" (Revue de l'Instruction publique en Belgique, Bd. 56, S. 190ff.).

germanische wie Gotische hat noch das idg. *ē* bewahrt, während es sonst im Germanischen zu *ā* wird: lat. *vērus* : got. **wērs* (aus *tuzwērjan* erschlossen) : ahd. *wār* gegenüber altir. *fīr* „wahr". Der indogermanische Diphthong *ei* ist im Urkeltischen in vorhistorischer Zeit schon zu *ē* geworden : gall. *Dēvo-gnāta* („Gottgeborene") : osk. *deivei* „der Göttin". Die Germanen haben ihn zu *ī* gewandelt : altisl. *Týr* (aus urgerm. **Tīwaz*), ahd. *Ziu* „der Gott Ziu". Diese doppelte Entwicklung des idg. *ei* (zu kelt. *ē* und germ. *ī*) spiegelt sich auch wieder in dem Flußnamen „Rhein" aus ahd. mhd. *Rīn* (vgl. den märkischen Flußnamen *Rhin*), der im Keltischen *Rēnos* lautet (so schon von Pytheas um 330 v. Chr. überliefert), in welcher Lautform ihn Caesar, Tacitus und andere lateinische Schriftsteller kennen. Sie findet sich im oberitalienischen Flüßchen *Reno* wieder. Zugrunde liegt ein indogerm. **reinos* „Strom" zur Wzl. **rei-* „fließen" (lat. *rīvus* „Bach", altind. *rayas* „Lauf, Strom", altbulg. *rěka* „Fluß", altengl. *rīđ* „Bach"). — Kelt. *novios* „neu" (*Noviodunum* „Neustadt") steht neben cymr. *newyad*, got. *niujis*, ahd. *niuwi* „neu", wobei zwar die indogermanische *j*-Ableitung **newjos* gegenüber altind. *návas*, griech. *νέος*, lat. *novus* den beiden Sprachen gemeinsam ist, aber die weitere Entwicklung auf verschiedenen Wegen erfolgt u. dgl. m. Auch in flexivischen Einzelheiten gehen Keltisch und Germanisch auseinander. Der Nominativ Pluralis der maskulinen *o*-Stämme hatte im Urkeltischen wie im Lateinischen die Pronominalendung *oi* angenommen (altlat. *poploe*, gall. *Tanatoliknoi*) während das Germanische die alte indogermanische Endung *-ōs* (got. *wulfōs*) bewahrt hatte. Ferner endigt der Dativ Pluralis im Keltischen übereinstimmend mit dem Lateinischen auf **-bo(s)*, inschriftlich: *Ματρεβο Ναμαυσικαβο* „Matribus Nemausensibus", während das Germanische (wie auch das Baltisch-Slavische) ein *m*-Suffix hat: inschriftlich *matronis Aflims, Vatvims, Saitchamimi(s)* mit germanischer Dativendung neben lat. *Afliabus, Vatviabus, Saithamiabus.*[1]) Das Keltische kennt ferner wie das Lateinische (und das neuentdeckte Tocharische) eine mediopassive Verbalform

---

[1]) Corpus Inscriptionum latinarum, Bd. XIII, an den betr. Stellen. Literatur bei M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, s. v. v.

auf *r*: altir. *labrur* = lat. *loquor* „rede". Dem Germanischen ist sie fremd; soweit noch die indogermanischen mediopassiven Formen fortleben (wie im Gotischen und vereinzelt im Altenglischen und Altisländischen) entsprechen sie der griechischen oder altindischen Bildung. Während das Keltische die Perfektreduplikation in weitem Umfange erhalten hat, kennzeichnet das Germanische das Präteritum überwiegend durch den Ablaut.

Germanisch u. Lateinisch.

Ein weiterer Beweis gegen eine etwa zu vermutende ursprüngliche Identität von Keltisch und Germanisch sind auffallende Übereinstimmungen des letzteren im Wortschatz und in einzelnen Wortbildungselementen mit dem Lateinischen, an denen das Keltische nicht teilnimmt, trotz seiner sonstigen nahen Verwandtschaft mit dem Italischen. So findet sich nur im Germanischen und Lateinischen das Zeitwort got. *tiuhan* : altlat. *douco*, lat. *dūco* „führe" neben einer substantivischen Bildung altengl. *here-toga*, ahd. *heri-zogo* „Herzog" : lat. *dux*, um den Führer eines Heeres zu bezeichnen. Nur in den beiden genannten Sprachen findet sich die gleichartige Bildung got. *ga-mains* : altlat. *comoine* (Acc.), lat. *com-mūnis* „gemeinsam" von der idg. Wzl. **mei-* in altind. *mayatē* „tauscht" mit einer sonst nicht belegten Bedeutungsnüance. Weniger Gewicht lege ich auf rein lexikalische Übereinstimmungen wie lat. *annus* : got. *aþn* „Jahr", got. *ana-silan* : lat. *silēre*, got. *þahan* : lat. *tacēre* „schweigen", got. *atisk* „Saatfeld" : lat. *ador* „Spelt", got. *blōtan* „verehren" : lat. *flāmen* „Priester", ahd. *buohha* : lat. *fāgus* „Buche" (sonst nicht in dieser Bedeutung vertreten) u. dgl. m. Ein derartiges Zusammentreffen kann auf Zufall beruhen, indem das betreffende Wort nur in den beiden Sprachen erhalten ist, oder das Wort kann aus einer gemeinsamen Quelle stammen, die uns nicht bekannt ist. Mehr besagen für eine nähere Verwandtschaft der zwei Sprachen das sonst nicht belegte Suffix *-tūti-* in got. *gamain-duþs* „Gemeinschaft" und lat. *virtus*, gen. *virtutis* „Tugend" oder das *jo*-Suffix in Kompositis wie got. *at-aþni* „Jahr" und lat. *bi-ennium* „Zeitraum von zwei Jahren". Wir werden also von dem hier vertretenen Standpunkt aus annehmen, daß das Germanische der Abkömmling einer dem Lateinischen nahestehenden, aber früh untergegangenen und deshalb unbekannten, kontinentalen indogermanischen Mundart ist.

Da nun andrerseits das Lateinische viele Übereinstimmungen im Wortschatz (und den Flexionselementen) mit dem Keltischen aufweist, so ist es nicht weiter auffällig, daß sich derartige Berührungen über die drei Sprachgruppen erstrecken: lat. *piscis*, got. *fisks*, altir. *īasc* „Fisch“: lat. *caecus* „blind“, altir. *caech*, got. *haihs* „einäugig“; lat. *vastus* : altir. *fās* : ahd. *wuosti* „öde“; lat. *lacus* : altir. *loch* : altsächs. *lagu* „See“; lat. *portus* „Hafen“ : altisl. *fjǫrdr* „Bucht“, ahd. *furt* : kelt. *ritu-* (z. B. in *Ritu-magus*), altcymr. *rit* „Furt“ usw. Wir werden mit Rücksicht auf diese und andere Beziehungen der drei Sprachen zu einander unsere eben aufgestellte Definition des Germanischen dahin erweitern, daß seine indogermanische Quelle sowohl mit dem Keltischen wie Lateinischen verwandt, aber mit beiden nicht identisch gewesen sein kann.

Ferner liegen zahlreiche Wortgleichungen vor, die das Germanische nur mit dem Keltischen gemeinsam besitzt. Zum Unterschied aber von den obigen germanisch-lateinischen Beziehungen, die sich zumeist auf allgemeine Begriffe erstrecken, sind die keltisch-germanischen mehr kultureller Art. Die größere Zahl stammt aus dem Bereich des Kriegswesens und und des Rechts;[1]) man wird sie demnach wohl als Entlehnungen aus dem Keltischen infolge der bereits erwähnten kulturellen und vielleicht auch politischen Suprematie der Kelten über die Germanen auffassen müssen. Doch kann man aus Gründen der Lautgeschichte nicht eine direkte Entlehnung des keltischen Sprachguts in das Germanische annehmen, sondern man muß eine vermittelnde Mundart voraussetzen, die vielleicht auf dem Gebiet des heutigen Oberdeutschen, vielleicht auch in Mitteldeutschland zu suchen wäre. Die Verschiebung der keltischen Medien zu Tenues und der keltischen Tenues zu Spiranten erklärt sich nämlich auf diese Art am leichtesten, da wir das im Vorstehenden über die Entstehung der sog. Lautverschiebung Ausgeführte auch bei der Frage der Übernahme keltischen Sprachguts ins Germanische nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Kelt. Lehnwörter im Germ.

[1]) Man vergleiche die Zusammenstellung bei Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe², Bd. 2, S. 330 ff. und bei H. Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, S. 74 ff.

Zur Veranschaulichung des Gesagten seien einige Beispiele keltisch-germanischer Wortgleichungen hier gegeben:

1. Politischer Art.

Got. *reiks* „Herrscher, mächtig, vornehm" : gall. *-rīx*, altir. *rī* „König"; got. *andbahts* : gall. *ambactos* „Diener"; gall. *-dūnum* „Stadt" : altengl. *tūn*, engl. *town*.

2. Rechtlicher Art.

Altir. *orbe* : got. *arbi* „Erbe" (dagegen lat. *orbus* „verwaist"); mittelir. *ōeth* : got. *aiþs* „Eid"; altir. *dliged* „Pflicht" : got. *dulgs* „Schuld"; cymr. *rhȳdd* : got. *freis* „frei" (dagegen altind. *priyás* „lieb"); altir. *luige* „Eid" : got. *liuga* „Ehe"; altir. *muin* „Liebe, Schutz" (z. B. *muinter* aus **moniterā* „femme légitime") : altengl. *mund*, ahd. *munt* „Schutz" (nhd. *Mündel*).[1]

3. Kriegerischer Art.

Gall. *catu-* (z. B. in *Catu-riges*) : ahd. *hadu-* (z. B. in *Hadu-brant*) „Kampf"; altir. *calath* „hart", gall. Volksname *Caleti* : ahd. *helith* „Held"; altir. *gīall* : ahd. *gīsal* „Geisel"; altir. *būaid* „Sieg" : mnd. *bute* „Beute"; gall. *marka*, ir. *marc* : ahd. *marah* „Pferd"; altir. *rīadaim* „fahre" : ahd. *rītan* „reiten", engl. *ride* „sich bewegen"; air. *bruinne* „Brust" : got. *brunjō* „Brünne"; ahd. *gēr* : lat. *gaesum*, gr. *γαῖσον*, *γαῖσος* „leichter gallischer Speer", altir. *gae* „Spieß.[2])

4. Religiöser Art.

Gall. *nemeton* (in *Ver-nemetum* „ingens fanum",[3]) auch in *Δρυ-νέμετον* in Kleinasien „Eichenhain"),[4]) altir. *fid-nemeid* „bois sacré" : alts. *nimidas* (Indiculus superstitionum et paganiarum, § 6 in Mon. germ. hist. Legum sectio II: Capitularia regum Francorum I, p. 223) (Plur.) „sacra silvarum".

---

[1]) J. Vendryes, Zeitschrift für celtische Philologie, Bd. 9, S. 295 f.

[2]) Daher der Name der keltischen Gaesatae (Polybius, Historiae II, 23, 1). Keltische *gaesa* erwähnt auch Caesar, De bello Gallico, III, Cap. 4. — Ein ganz neuer Fund bei der berühmten Station von La-Tène am Neuenburger See hat solche gallische „gaesa" mit noch erhaltenem Holzschaft, der am unteren Ende einen eisernen Lanzenschuh aufweist, zutage gefördert (vgl. Prähist. Zeitschrift, Bd. 4, S. 218).

[3]) Im Gebiet von Burdigala nach Venantius Fortunatus (6. Jh.).

[4]) Bei Strabo, Buch XII, 5, 1.

5. Allgemeinkultureller Art.

Altir. *līaig*: got. *lēkeis* „Arzt“; gall. *īsarno-* (in *Isarnodurum*), altir. *īarn*: got. *eisarn*; ir. *rūn*: got. *rūna* „Geheimnis“ (Runen!): gall. *Veni-* (in Eigennamen), altir. *fine* „Familie, Stamm“: ahd. *wini* „Gemahl, Freund“.

Nicht immer läßt sich bei den oben genannten keltischen Lehnwörtern des Germanischen entscheiden, ob sie bei der Übernahme „verschoben“ worden sind oder nicht. Bei solchen, die Medien enthalten, können indogermanische aspirierte Medien zugrunde liegen, die im Keltischen wie im Germanischen gleichmäßig durch Medien (bezw. tönende Spiranten) wiedergegeben werden. Aber es gibt auch Beispiele, wo sicher keine Verschiebung der Tenues stattgefunden hat, z. B. got. *kelikn* „oberstes Geschoß, Turm“ aus gall. *celicnon* „Turm“.[1]) Wie erklärt sich die doppelte Behandlung keltischer Laute im Germanischen?

Zumeist nimmt man an, daß die Wörter mit unverschobenen Tenues nach dem Eintreten der germanischen Lautverschiebung, diejenigen mit verschobenen Tenues, wie ahd. *Fergunna* „Erzgebirge“[2]): kelt. *Perkunia*, später mit regulärem Abfall des anlautenden *p* (s. o. S. 27), *Ercunia* „hercynisches Gebirge“ oder altengl. *Wealh*, ahd. *Walh* „Wälscher“ aus gall. *Volcos* (Volksname) vor der germanischen Lautverschiebung entlehnt worden seien. Man setzt also voraus, daß zu einer bestimmten Zeit die Wirkung der Lautverschiebung bei den Germanen aufgehört habe, um dann später, um 500 n. Chr., bei den oberdeutschen Stämmen aufs neue einzusetzen. Aber es wird schwer halten, Gründe für dieses Intermittieren eines Sprachtriebes anzugeben. Gewiß haben sprachliche Veränderungen ihre Zeit, und die Ursachen, die sie hervorriefen, können aufhören. Wir können heute *ī* und *ū* sprechen und ertragen, ohne das Bedürfnis zu fühlen, sie zu Diphthongen *ai* und *au* umzugestalten, wie es um 1300 von der bayerischen Mundart ausgehend auf einem großen Teil des hochdeutschen Sprach-

[1]) Wh. Stokes, Urkeltischer Sprachschatz, S. 83.

[2]) *Perrexerunt super Fergunna.* Mon. Germ. hist. script. I, 308 (a. 805). Das Verhältnis von got. *fairguni* „Berg“ zu kelt. *Perkunia* ist unklar; liegt Entlehnung oder Urverwandtschaft (?) vor?

gebiets der Fall war. Aber dieser Vergleich paßt nicht auf die Verschiebung der Konsonanten. Wenn die Ober- und Mitteldeutschen keine stimmhaften Verschlußlaute sprechen, so war es schon vor 1000 Jahren ebenfalls so, und trotz aller Bemühungen der Phonetiker sind sie ihnen auch mit Hilfe der Schule schwer beizubringen. Wenn die Germanen also zu einer bestimmten Zeit die indogermanischen oder keltischen Tenues durch Spiranten und die Medien durch Tenues wiedergaben, so ist nicht einzusehen, warum sie plötzlich eine andere Gewohnheit eingeführt haben sollten.

Lat. Lehnwörter des Germanischen.

Die Tatsache wird aber erklärlich sein, wenn wir annehmen, daß der indogermanische Wortschatz und die älteren keltischen Lehnwörter den Germanen indirekt überliefert worden sind. Zum Vergleich wollen wir die lateinischen Lehnwörter des Germanischen ins Auge fassen. Ihre älteste Schicht wird schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu den Germanen gedrungen sein, da neben Hoch- und Niederdeutschen auch Angelsachsen und Goten daran teilnehmen. Eine genauere Zeitbestimmung ist für die Entlehnungen freilich nicht möglich; nur soviel läßt sich sagen, daß das Vulgärlatein, das die Germanen von den Römern übernahmen, im Wortschatz und Lautstand einen altertümlicheren Charakter trägt als das in den romanischen Sprachen fortlebende Vulgärlatein.[1]) Der Schluß, den wir aus dieser Tatsache ziehen, besagt freilich nur, daß das germanische Lehngut eben aus seinem sprachlichen Zusammenhang gerissen worden ist, während die lautliche und lexikalische Weiterentwicklung des Vulgärlateins nicht stillstand. Ebensowenig läßt sich mit Sicherheit ermitteln, von welcher Gegend aus das Lateinische seinen Einfluß auf das Germanische ausgeübt hat. Wenn man den Mittel- und Niederrhein aus bestimmten Gründen als den Ausgangspunkt annimmt,[2]) so ist damit nichts gewonnen; denn am Oberrhein und an der Donau saßen eben in den ersten Jahrhunderten n. Chr. noch keine Germanen, und die Beziehungen zwischen Römern und

[1]) Siehe Fr. Kluge, Urgermanisch (Pauls Grundriß der germ. Philologie[3]), S. 18 ff.

[2]) Fr. Kluge, a. a. O., S. 21 ff.

Germanen konnten doch nur von den Standquartieren der Legionen aus ins Werk gesetzt werden.

Wichtig ist nun der Lautstand der lateinischen Lehnwörter im Germanischen für unsere Zwecke. Die lateinischen Verschlußlaute werden unverändert übernommen; es findet keine Verschiebung statt: vulgärlat. *pondo* ergibt got., altengl., altisl. *pund* gegenüber ahd. *phunt* „Pfund“; vulgärlat. (*via*) *strāta* ergibt altengl. *strǣt*, altsächs. *strāta* gegenüber ahd. *strāȥa*; lat. *Caesar* (gesprochen *kaësar*) ergibt got. *keisar*. Wohl aber sind die Wirkungen der germanischen Auslautsgesetze und die westgermanische Konsonantendehnung bei dem lateinischen Lehnwortmaterial nachweisbar.[1]) Mit andern Worten: das Germanische sprach Tenues und Medien, als es die lateinischen Lehnwörter übernahm, und veränderte diese Laute daher nicht. In die Zeit zwischen die Entlehnung und die erstmalige schriftliche Überlieferung fällt aber der gemeingermanische Abfall ungedeckter kurzer Endsilbenvokale: vulgärlat. *vīno* „Wein“ ist zu got. *wein*, vulgärlat. *mēsa* (aus *mensa*) „Tisch“ zu got. *mēs* geworden, wie sich das runeninschriftliche *horna* „Horn“ (auf dem goldenen Horn von Gallehus, etwas nach 300 n. Chr.?) zu got. *haúrn* oder *gastiʀ* (auf demselben Fund) zu got. *gasts* entwickelt hat. Das Germanische war also noch zur Zeit der Entlehnung lateinischen Sprachguts in lebhaftester Entwicklung, und wenn ihm der Trieb zur Lautverschiebung eigen gewesen wäre, so hätten die lateinischen Lehnwörter demselben unterliegen müssen, ganz wie sie die westgermanische Konsonantendehnung vor *j, r, l* erlitten: lat. *puteus* „Brunnen“ wird zu altengl. *pytt*, westfäl. *pütt*, ahd. *pfuzzi* „Zisterne“.

Indessen finden sich zwei Beispiele von Lautverschiebung bei Wörtern lateinischer Herkunft, in denen lat. *g* zu germ. *k* verschoben worden ist: got. *Krēks*, altengl. *Crēc*, ahd. *Kriach* „Grieche“ aus lat. *Grēcus* (= *Graecus*) und got. *marikreitus* aus einem dem lat. *margarita* „Perle“ entsprechenden Worte.

Untergeg. idg. Sprachen.

Es sind mannigfache Erklärungen für diese auffallende Erscheinung versucht worden;[2]) aber keine hat sich als stich-

[1]) Fr. Kluge, a. a. O., S. 27 ff.

[2]) Vgl. die Literaturangaben bei W. Wilmanns, Deutsche Grammatik I³, § 30, S. 44.

haltig erwiesen. Ich halte daher an der Annahme fest, die ich auch für die Übernahme von kelt. **rīgs* (in got. *reiks* usw.) vertrat: wir müssen voraussetzen, daß solche „verschobenen" Wörter den Germanen nicht direkt, sondern durch Vermittlung eines mitteleuropäischen Volks zugingen, das keine stimmhaften Verschlußlaute besaß und die keltischen oder lateinischen Medien durch stimmlose Verschlußlaute wiedergab. Vorläufig ist es unmöglich, dieses Mittlervolk genau zu lokalisieren, ebensowenig wie wir es bei der Übertragung der indogermanischen Mundart auf die späteren Germanen vermögen. Sicher sind viele indogermanische Mundarten, zumal an der auffallend scharfen Sprachgrenze zwischen Germanisch und Baltisch-Slavisch (hier Kentum-, dort Satemsprache) untergegangen.[1]) Wir wissen das jetzt von Vorderasien, wo einmal indogermanische Stämme im 15. Jahrhundert die herrschende Schicht bildeten, und von Zentralasien, wo das Tocharische, Sogdische und Nordarische vom Türkischen und Tibetischen absorbiert worden sind, ohne daß uns die geringste Kunde von ihrem einstigen Vorhandensein überliefert worden ist. Die iranischen Mundarten der Skythenvölker, die im Altertum die aralokaspische Steppe und Südrußland einnahmen, sind gleichfalls dem Türkischen gewichen, und nicht anders ist es dem Thrakischen und Phrygischen ergangen, die aber schon vorher entweder von der griechischen Koine (Gemeinsprache) oder dem Lateinischen verdrängt worden waren. Diese Beispiele lassen sich noch vielfach vermehren. Es ist also nicht allzu kühn, auch für Mitteleuropa solche untergegangene indogermanische Sprachen zu vermuten. Eine derartige, zur italo-keltischen Gruppe gehörige indogermanische Sprache, die vor der Ausbreitung des Keltischen im 5. Jh. v. Chr. wohl in Mitteleuropa dominierte und von einer dort ansässigen Urbevölkerung übernommen wurde, hat das indogermanische Sprachgebiet über Nordeuropa ausgedehnt. Ja, es deuten sogar gewisse Anzeichen innerhalb des germanischen Wortschatzes darauf hin, daß die Germanen von verschiedenen

[1]) Man denke an die jetzige scharfe Grenze zwischen Deutsch und Dänisch auf Jütland, die durch die Auswanderung einzelner Stämme (Cimbern, Angeln usw.) entstanden ist (vgl. auch das oben S. 36 Bemerkte).

Seiten aus sprachlich beeinflußt wurden, nämlich neben der indogermanischen Mundart mit „verschobenen“ Konsonanten noch von einer andern indogermanischen Mundart, die den ursprünglichen Konsonantenbestand bewahrt bezw. anders behandelt hatte. Es finden sich nämlich im Germanischen von demselben Wortstamm zuweilen verschobene und unverschobene Formen, wofür die Sprachwissenschaft bisher keine Erklärung zu geben vermochte.[1]) Es sind dies Fälle wie got. *kaupatjan* „ohrfeigen“, das sich doch wohl zu got. *haubiþ* „Haupt“ stellt. Wir finden also die vorauszusetzende indogermanische Wurzel **kaup-*, die aus der indogermanischen Wurzel **kap-* (lat. *caput*, altengl. *heafola* „Haupt“) vielleicht unter dem Einfluß eines Wortstammes altpers. *kaufa* „Berg“, lit. *kaũpas*, ahd. *houf* „Haufen“ — die beiden Begriffe berühren sich in vielen Sprachen — umgestaltet wurde, sowohl mit den verschobenen Konsonanten (vgl. altengl. *hēafod*, altnord. *haufođ*, altsächs. *hōbid*, ahd. *haubit*) wie mit dem vorgermanischen Lautstand innerhalb des Gotischen vertreten. Daß das Zeitwort *kaupatjan* zum alten Bestand gehört und nicht etwa junges Lehnwort ist, ergibt sich aus der Bildung des Präteritums *kaupasta* aus urgerm. **kaupatta*, da dieser Lautwandel im Einzelleben der germanischen Mundarten nicht mehr lebendig war. Weitere Beispiele für die Vertretung indogermanischer Wurzeln in doppelter Lautform im Germanischen sind: altengl. *pæð*, ndl. *pad*, ahd. *pfad, fad, pad* „Pfad“, altengl. *pæþþan* „treten“ zu av. *paþ-*, griech. *πάτος* „Pfad“, *πατεῖν* „treten“, neben ahd. *vadōn* „gehen“, *fendo* „Fußgänger“ (mit Nasal wie altind. *pánthās* „Pfad“, griech. *πόντος* „Meer“ (= Wasserweg), lat. *pons* „Brücke“), *funden* „sich eilen“, got. *finþan* „finden“; oder got. *faihō* „Betrug“ und altengl. *fācen*, ahd. *feihhan* „Arglist“ neben altengl. *bepæcan* „betrügen“ zu einer indogermanischen Wurzel **peik̂-* oder **peik-* in altind. *píśunas* „böse gesinnt“, lit. *pìktas* „böse“, *paĩkas* „dumm“; ahd. *hnel, nella, hnol* „Scheitel, Spitze“ neben altengl. *cnoll* „Spitze eines Hügels“, altisl. *knollr* „Bergkuppe“, mhd. *knolle* „Erdscholle“ (germanische Grundformen **knedla-*, **knodla-*, vgl. nhd. *knödel*, ohne sichere Anknüpfung in anderen Sprachen). Diese Beispiele, die

Verschobene u. unverschobene Wortformen.

[1]) Fr. Kluge, Urgermanisch, 3. Aufl. (Pauls Grundriß), S. 45 f

sich wohl noch vermehren lassen, zeigen uns, daß neben dem Vorbild der indogermanischen Mundart mit verschobenen Konsonanten noch eine andere Quelle mit unverschobenen Konsonanten zum Germanischen beigesteuert hat. Diese Sachlage erinnert uns an die ganz gleichartigen Verhältnisse bei der Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache, in der sich neben dem Sprachgut mit hochdeutschem, d. h. verschobenem Konsonantismus eine nicht unbeträchtliche Zahl Wörter mit niederdeutschem Lautstand findet: *Wrack*, *Pacht*, *Pranger*, *kneipen*, *Teer*, *Boot*, *flott*, *fett* (hd. *feist*), *Laken* (ahd. *lîlahhan*), *Luke*, *Damm*, *Daune*, *Quirl*, *Ducht*, *sachte* (hd. *sanft*), *Nichte* (mhd. *niftel*), *Ebbe*, *Egge*, *Roggen* usw.[1]) Wie die neuhochdeutsche Schriftsprache, so war also auch das Urgermanische bereits ein Mischprodukt aus prägermanischem und indogermanischem Wortmaterial verschiedener (teils unbekannter, teils keltischer) Herkunft; die Wortform scheint wesentlich durch die prägermanische Artikulationsweise bestimmt gewesen zu sein, wie auch der einheimische Starkton der Stammsilbe den beweglichen indogermanischen Akzent im Laufe der Entwicklung verdrängte. Im einzelnen werden sich die komplizierten Vorgänge der sprachlichen Indogermanisierung der Prägermanen wohl niemals genau erfassen lassen, da sie sich im Dunkel einer unbekannten Vorzeit verlieren; aber eines ist sicher: die Indogermanisierung Nordeuropas ist ein viel verwickelterer Prozeß gewesen (vielleicht mit mehreren sprachlichen Schichtungen wie z. B. in Griechenland), als man ihn sich gemeinhin vorstellt.

Akzentverschiebung. Wenn vor allem die germanische Lautverschiebung gegen eine direkte Überlieferung des Germanischen aus der indogermanischen Grundsprache spricht, so stellt sich die Ersetzung des freien und musikalischen Wortakzents des Indogermanischen durch den Starkton im Germanischen einer solchen Annahme ebenfalls entgegen. Eine derartige Umgestaltung des Sprachakzents nimmt nur ein allophyles Element vor, das seinen Wortton auf die neu angenommene Sprache überträgt. Um das zu verstehen, denke man nur daran, wie das Deutsche sich romanisches Sprachgut in Lautform und

[1]) Vgl. die Liste bei H. Hirt, Etymologie der nhd. Schriftsprache, S. 224 ff.

Tonstellung assimiliert hat (lat. *palátium*: ahd. *phálanza*, mhd. *pfalze* „Pfalz“), oder wie Ausländer (Böhmen, Ungarn, Franzosen usw.) das Deutsche falsch, d. h. mit ihrem eigenen Wortakzent, betonen. Unter fremdem Einfluß (des Etruskischen?, s. o. S. 22) hat das Lateinische und Irische[1]) gleichfalls den alten indogermanischen Wortakzent verloren.

Selbstverständlich ist dieser Wandel nicht mit einem Male eingetreten. Es gab eine Zeit des Übergangs, wo der alte indogermanische Akzent noch fortlebte. In diese Periode fällt das Eintreten des sog. Vernerschen Gesetzes,[2]) demzufolge stimmlose urgermanische Spiranten aus indogermanischen Tenues stimmhaft wurden, wenn der indogermanische Hochton auf eine andere Silbe als die ihnen unmittelbar vorangehende fiel. Während also dem altind. *bhrātā* ein got. *brōþar* „Bruder“ entspricht, ist altind. *pitā́* durch got. *fadar* „Vater“ vertreten (*d* aus urgerm. *đ*).[3]) Erst nachdem dieser Lautwandel durchgeführt worden war, siegte die altgewohnte Betonungsweise über die fremdartige, und die germanische Stammbetonung wurde allgemein durchgeführt. Es erscheint bemerkenswert, daß auch diejenigen slavisch-baltischen Sprachen, die an der Grenze des Verbreitungsgebietes dieser indogermanischen Gruppe liegen und deren Träger daher stark mit allophylen Elementen gemischt sind: Polnisch, Tschechisch, Lettisch ebenfalls zur Stammbetonung übergegangen sind. Offenbar herrschte sie auf dem Sprachgebiet der Mitte und des Nordens Europas seit uralter Zeit und

[1]) H. Zimmer, Über altirische Betonung und Verskunst in Keltische Studien II (1884) und R. Thurneysen, Zur irischen Akzent- und Verslehre in Revue Celtique, Bd. 6, S. 309 ff. Das Urkeltische hatte aber den indogermanischen Akzent offenbar noch bewahrt; den das Kymrische kennt die irische Stammbetonung nicht (vgl. auch die oben S. 36, Anm. 2, zitierten Aufsätze von J. Mansion).

[2]) Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. 23 (1875), S. 97 ff. — Es ist freilich auch die Möglichkeit zuzugeben, daß die Wirkungen des Vernerschen Gesetzes sich schon in der vermittelnden indogermanischen Sprache zeigten und daher keine besondere Errungenschaft des Germanischen darstellen.

[3]) Beiläufig bemerkt, spricht diese Erscheinung gegen das Eintreten der Lautverschiebung bei den Germanen selbst, da ihre Artikulationsgewohnheiten ihnen das Aussprechen stimmhafter Laute ermöglichten.

blieb über den Wandel der Sprachen hinaus erhalten. Eine notwendige Folge des auf die Stammsilbe getretenen Starktons und zugleich des in allen Sprachen im Laufe ihrer Entwicklung hervortretenden Strebens nach Kraftersparnis ist das Schwinden kurzer und die Kürzung langer Endsilben. Die Wirkungen des germanischen Auslautsschwundes dauern durch unsere ganze Sprachgeschichte fort und scheinen auch heute im Deutschen noch nicht abgeschlossen. Am weitesten fortgeschritten im Aufgeben der Endsilben ist bekanntlich das Englische. Doch das weitere Eingehen auf diese Frage erübrigt sich an dieser Stelle.

Zerfall der i lg. Flexionsformen.

Der frühe Zerfall der indogermanischen Flexionsformen im Germanischen, der überall vor dem Beginn der schriftlichen Überlieferung der Mundarten einsetzte und schon im Urgermanischen eine weite Ausdehnung gewonnen hatte, ist gleichfalls als ein starkes Argument gegen die Behauptung, das Germanische sei die ungestörte Weiterentwicklung der indogermanische Stammsprache auf ihrem Mutterboden. Sicherlich tritt in allen Sprachen im Laufe der Zeit ein Verfall alter Flexionsformen ein, neue Kategorien treten an die Stelle der zu ausdruckslos gewordenen alten Paradigmen; aber nirgends als im Germanischen und den keltischen Mundarten oder etwa noch im Armenischen und Tocharischen zeigt sich so früh die gänzliche Zerrüttung des alten Systems. Man vergleiche damit seine ausgezeichnete Erhaltung im Altindischen oder im Griechischen; ja selbst das Altbulgarische und Russische zeigen noch die fast vollkommene Vertretung der indogermanischen Kasus beim Nomen, wenn auch das Zeitwort auf wenige Formen beschränkt ist. Der Zerfall alter und bedeutungsvoller Kategorien im Germanischen erklärt sich durch das Unverständnis, mit dem die Träger flexionsarmer Sprachen dem Reichtum fremder Sprachen, die ihnen aufgedrängt werden, naturgemäß entgegentreten müssen. Dabei wollen wir die Frage ganz unberücksichtigt lassen, ob der vermeintliche Reichtum an Flexionsform nicht eher ein überflüssiger Ballast, ein Überbleibsel alter Entwicklungsstadien ist, das von den fortgeschritteneren Sprachstufen aufgegeben wird.

Das Germanische steht zu Beginn seiner Überlieferung

in einem so weit entwickelten Stadium, wie es die indischen und iranischen Dialekte oder das Lateinische erst im Laufe vieler Jahrhunderte ihres Sprachlebens erreicht haben, als Rassenmischung oder die Ausbreitung der Sprache über weite Gebiete ein schnelleres Tempo in ihre Entwicklung gebracht hatte. Dieser Zustand wäre bei den Germanen schwer zu erklären, wenn die indogermanische Grundsprache bei ihnen eine ungestörte Fortentwicklung ohne eine Rassenmischung bis zur Zeit der Völkerwanderung genommen haben sollte. Und noch ein Umstand bliebe bei dieser Sachlage auffallend. Im Germanischen gibt es eine ganze Anzahl Wörter, die keinerlei etymologische Verknüpfung mit dem indogermanischen Sprachgut finden, das uns aus den Schwestersprachen bekannt ist. Schätzungsweise habe ich den Umfang des nicht etymologisierbaren deutschen Sprachguts auf ein Drittel des gesamten Wortschatzes berechnet.[1] Besonders auffällig ist, daß sich ein großer Teil der germanischen Ausdrücke für das Seewesen in den andern indogermanischen Sprachen nicht wiederfindet: *See, Segel, Nachen, Bord, Brise, Hafen, Damm, Reede, Ebbe, Zeit* (*Gezeiten*), *Fels, Klippe, Strand, Geest, Spant, Laich, Netz, Reuse, schwimmen, Stange, Steuer* usw. Ebenso haben fast alle Fischnamen (mit Ausnahme von *Lachs* und vielleicht noch *Wal*) keine auswärtigen Entsprechungen. Isoliert sind innerhalb des Germanischen zahlreiche Pflanzen-, Vogel- und Tiernamen; alles Bezeichnungen, die mit der einheimischen Natur zusammenhängen und nicht so leicht durch fremden Sprachenimport verdrängt werden, zumal sich häufig die genauen Entsprechungen in der neuen Sprache nicht vorfinden. Man braucht nur eines der etymologischen deutschen Wörterbücher neueren Datums (*Kluge, Hirt-Weigand, Loewe*) aufzuschlagen, um auf jeder Seite solche nicht etymologisierbare Wörter zu treffen. Sie sind selbstverständlich auch in den anderen indo-

Nichtindogerm. Sprachgut im Germanischen.

[1] Mit Hilfe der Zusammenstellungen bei Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache^{6}, 1905, S. 445 ff. und von Bruno Liebich, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache^{2}, Breslau 1905. Vgl. auch E. Förstemann, Geschichte des deutschen Sprachstammes, 1874, I, S. 399 ff., wo sich eine Zusammenstellung des urgermanischen Wortschatzes findet, und H. Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, 1909, S. 69 ff.

germanischen Sprachen zu finden; aber bei diesen bezweifelt eben niemand, daß, wie ihre Träger eine Mischung aus Indogermanen und Urbevölkerung sind, die Sprache auch zahlreiche einheimische Elemente aufgenommen hat. Beim Griechischen z. B. können wir den vorindogermanischen Einschlag sprachgeschichtlich und archäologisch in vielen Fällen genau erfassen. Sprachlich ist er häufig charakterisiert durch Endungen wie *-νθο-*, *-νδο-*, *-σσ-* (*-ττ-*); so ist z. B. griech. hom. *ἀσάμινθος* „Badewanne" sicher vorgriechischer Herkunft.[1]) Die Ausgrabungen auf Kreta und den andern Inseln des ägäischen Meeres haben uns gezeigt, daß der Gebrauch von Badewannen der sog. minoischen Kultur vertraut war;[2]) andrerseits ist nicht anzunehmen, daß die in Griechenland eindringenden, mehr oder minder barbarischen Indogermanen einen derartigen Luxusgegenstand in ihrer Heimat besessen haben. Einen Hinweis auf die nichtindogermanische Herkunft eines griechischen Wortes unbekannter Etymologie kann man in seiner Verbreitung zu den Westsemiten erblicken, die dem Einfluß der ägäischen Kultur in gleicher Weise wie die Griechen unterlagen. Als identisch werden z. B. griech. *βωμός* „Altar" und hebr. *bāmāh* „Anhöhe, wo geopfert wird" angesehen (s. oben S. 9, Anm. 1). Leider fehlen uns derartige Kriterien, um den vorindogermanischen Einschlag im Germanischen zu ermitteln. Höchstens könnte man in der Verbreitung gewisser Wortstämme über das Finnische, Germanische und Baskische einen Hinweis auf ihre nordeuropäische Herkunft erblicken. So findet sich ahd. *kuocho* „Kuchen" zwar mit Ablaut in altisl. *kaka*, altengl. *cecel* wieder, ohne indes sonstige Anknüpfungen in anderen indogermanischen Sprachen zu besitzen, wohl aber in bask. *kōka* „Fladen" und estnisch *kōk* „Kuchen". Derartige Beispiele gibt es noch mehrfach.[3]) Man denke auch an die vielverzweigte Sippe des Wortes „Krug": altisl. *krukka* : ndd.

[1]) Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, S. 402.

[2]) Siehe z. B. René Dussaud, Civilisations préhelléniques dans le bassin de la mer Égée, S. 260.

[3]) R. Gutmann, Revue de Linguistique et de Philologie comparée, Bd. 41, S. 267 ff., Bd. 42, S. 99 ff., 246 ff. und Bd. 44, S. 69 ff. (die oft versuchte Ableitung von *Kuchen* von lat. *coquere* „kochen" bietet lautliche Bedenken).

krūke : mhd. *krūse* : ahd. *chruog* usw., deren mannigfache lautliche Formen sich nicht auf eine einheitliche Urform zurückführen lassen; die Sippe ist zudem ziemlich isoliert.[1]) Wie will man die Herkunft des beträchtlichen nichtindogermanischen Einschlags im Germanischen erklären, wenn es der Nachkomme des Indogermanischen in seiner Urheimat wäre und die Germanen als reine Indogermanen angesehen werden müßten?

Wenn die Prägermanen also in vorgeschichtlicher Zeit zwar eine indogermanische Mundart übernommen, sie aber mit einem bedeutenden Einschlag ihres einheimischen Sprachguts durchsetzt und den freien musikalischen Akzent der Ursprache durch ihren eigenen, an die erste Wortsilbe gebundenen Starkton ersetzt haben sollen, so möchte man gern Parallelen aus der allgemeinen Sprachgeschichte kennen lernen, die diese Hypothese stützen könnten. Wir haben bereits auf das Griechische hingewiesen, das einen großen Teil seines Wortschatzes der vorgriechischen, ägäischen Kultur verdankt; wir könnten auch das Ostdeutsche erwähnen, das sich auf früherem Slavenboden durch die deutsche Kolonisation entwickelt und nicht wenig slavische Wörter aufgenommen hat (*Dolch, Dolmetsch, dudeln, Graupe, Grenze, Horde, Kürschner, Quark, Säbel* usw.) und sie infolge der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache auf ostmitteldeutschem Sprachgebiet (Obersachsen) der neuhochdeutschen Schriftsprache überliefert hat.[2]) Das Indische hat sich im Laufe seiner Entwicklung außerordentlich weit von der altertümlichen Stufe des Sanskrit entfernt; neue Laute (die Zerebralen), die dem Indogermanischen fremd waren, entstanden durch den Einfluß tamilischer Sprachgewohnheit; die weitgehende Nominalkomposition des klassischen Indisch ist der indogermanischen Stammsprache gleichfalls fremd. Daß stimmhafte Laute in indischen Vulgärdialekten stimmlos wurden, ist schon oben (S. 17) erwähnt worden.

Um Beispiele aus Europa zu erwähnen, so hat sich das Lateinische je nach der ethnischen Grundlage, auf der die

[1]) Fr. Kluge, a. a. O., S. 46. — Griech. *κρωσσός* „Krug" klingt allerdings an.

[2]) Siehe die vollständige Liste bei H. Hirt, Etymologie der nhd. Sprache, S. 104 f. — Einen artikulatorischen Einfluß des Slavischen (unaspirierte Tenues) erkennt O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[3], S. 235 f. an.

betreffende romanische Sprache erwuchs, anders entwickelt. Wenn auf altem Keltenboden (Frankreich und Oberitalien) lat. *u* zu *ü* wird [1]) oder auf iberischem Gebiete lat. *f* zu *h* wird und dergleichen mehr, so dürfen wir in diesen Erscheinungen unbedenklich den Einfluß der Sprachgewohnheiten der alteingesessenen Bevölkerung erkennen. Auch im Wortschatz ist er in den romanischen Sprachen nachweisbar; wenn er verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend ist, so liegt das einmal daran, daß der keltische Wortschatz mit dem lateinischen vielfach übereinstimmt und deshalb oft nicht zu entscheiden ist, aus welcher Quelle ein Wort stammt; andererseits darf nicht übersehen werden, daß die Erlernung des Lateinischen auf provinzialrömischem Boden auch schulmäßig erfolgte und daher intensivere Wirkungen haben mußte als die naive Aneignung eines neuen Idioms bei anderen Völkern.

Das sog. Buchenargument.

Haben wir im Vorhergehenden alle sprachlichen Gründe aufgezählt, die gegen die ungestörte Fortentwicklung der indogermanischen Stammsprache auf germanischen Boden anzuführen sind, so fragen wir uns nunmehr, ob es sprachliche Argumente gibt, die für diese Annahme sprechen und damit als Beweis für die ursprüngliche Identität von Indogermanen und Germanen dienen könnten. Einen vielbeachteten Beweis für die nordeuropäische Urheimat glaubte man in dem Namen der Buche: altisl. *bōk, bōki,* altengl. *bōc, bēce,* altsächs. *bōc, bōkia,* ahd. *buohha,* lat. *fāgus* „Buche“ : griech. *φηγός,* dor. *φᾱγός* „eine Eichenart“ gefunden zu haben.[2]) Dazu stellte man kurd. *būz* „eine Ulmenart“ und russ. *buziná* „Holunder“. Selbst wenn diese Zusammenstellung über jeden Zweifel erhaben wäre, würde sie zunächst keine Schlüsse auf die Bedeutung des Stammes **bhāgo-* im Indogermanischen erlauben, so wenig wie das bei den anderen Baumnamen (mit Ausnahme der Birke, eines vorzugsweise osteuropäischen und nordasiatischen Wald-

[1]) Einen Wandel von *u* zu *ü* kennt auch das Elsässische, wo offenbar die Bevölkerung einen stärkeren keltischen Einschlag besitzt als diejenige im linksniederrheinischen und oberrechtsrheinischen Gebiete.

[2]) Ludwig Geiger, Entwicklungsgeschichte der Menschheit, 1871, S. 113 ff. Joh. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germ. Altertum, 1905, S. 112 ff. und passim, ferner im Reallexikon der germ. Altertumskunde (1911—1913), S. 342 ff., wo weitere Literatur zu finden ist.

baumes) der Fall ist.[1]) Das alte Verbreitungsgebiet der Buche liegt im wesentlichen in Mitteleuropa und auf einem Teil seiner südlichen Halbinseln; nach England, Jütland, Dänemark und Südschweden ist sie erst verhältnismäßig spät vorgedrungen (in der jungneolithischen bezw. Bronzeperiode). In Osteuropa fehlt sie ganz. Da man nun annahm, daß es einen indogermanischen Stamm **bhāgo-* mit der Bedeutung „Buche" gegeben habe, so mußte das indogermanische Urvolk innerhalb der Buchengrenze gewohnt haben, und weil Südeuropa als Urheimat ausscheidet, so blieb eben nur Mittel- und Nordeuropa dafür verfügbar. Von dem Dogma der Identität der Indogermanen und Germanen ganz befangen, ließ man Mitteleuropa, das alte Verbreitungsgebiet der indogermanischen Kelten, Illyrier und Thraker, ohne stichhaltige Gründe[2]) fallen und verlegte die Urheimat der Indogermanen nach Norddeutschland. Man sieht, daß diese Lokalisierung selbst dann auf schwachen Füßen steht, wenn man das Buchenargument gelten läßt.

Ackerbau bei den Indogerm.

Ein anderes sprachliches Argument, die angebliche Bekanntschaft mit dem Meere in der indogermanischen Urzeit, ist schon oben (S. 6 ff.) widerlegt worden. Die Schlüsse, die man aus den nur in den europäischen Sprachen vorhandenen einheitlichen Termini für den Ackerbau gezogen hat, sind ebenfalls nicht entscheidend für die Ansetzung einer nordeuropäischen Urheimat. Ob die Arier die gemeineuropäischen Ackerbautermini nie besessen oder im Laufe ihrer Wanderungen verloren haben, ist schwer zu entscheiden; letzteres ist sogar etwas wahrscheinlicher.[3]) Die Behauptung H. Hirts, nur in der norddeutschen Tiefebene seien Waldgebiete neben Ackerbauflächen vertreten, wie es in den Ursitzen der Indogermanen

[1]) Siehe S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, S. 191 ff.

[2]) Der frühe Anbau gewisser Kulturpflanzen in Süddeutschland, die dem Urvolk unbekannt gewesen seien, spielt dabei eine Hauptrolle. Unsere fortschreitende Erkenntnis der vorgeschichtlichen Kultur Europas zeigt die Unhaltbarkeit solch verfrühter Aufstellungen.

[3]) Mordwinisch *tarvas* „Sichel" soll aus einem arischen **dhargas*: lit. *dalgis*, lat. *falx* nach H. Paasonen, Finnisch-Ugrische Forschungen, Bd. 8, S. 72 f. entlehnt sein.

der Fall gewesen sein müsse, ist nicht aufrecht zu erhalten. Waldgebiete gibt es ebensogut in Südrußland, und auf dem Alluvialboden seiner großen Flüsse, der sog. Schwarzerde (Tschernozjom) wurde seit uralter Zeit ein ausgedehnter Ackerbau des Exports wegen betrieben, von dem z. B. Herodot zu erzählen weiß.[1]) Übrigens ist die südrussische Steppe durchaus nicht unfruchtbar, wie gewöhnlich behauptet wird; auch hier wird jetzt ein erfolgreicher Ackerbau getrieben. Der von der amerikanischen Expedition R. Pumpellys ausgegrabene Kurgan bei Anau in Transkaspien lieferte bereits in der untersten, noch rein neolithischen Schicht Mahlsteine, Sicheln aus Flintlamellen, Weizen- und Gerstenkörner.[2]) Also fehlte auch hier, in der heutigen aralo-kaspischen Steppe in jener fernen Zeit der Ackerbau nicht. Man sieht, wie alle auf unzulänglichem Material aufgebauten Hypothesen der fortschreitenden Erkenntnis weichen müssen.

Sprachliches Unterliegen der Germanen.

So fällt bei schärferem Zugreifen ein Beweis nach dem anderen, den man für die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen erbracht zu haben glaubt. Aber auch von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus ist sie wenig wahrscheinlich. Keiner der germanischen Stämme, der sich während der sog. Völkerwanderung fern von der alten Heimat ansiedelte (Westgoten, Ostgoten, Langobarden, Burgunder, Franken), hat auf die Dauer seine sprachliche Eigenart zu erhalten vermocht. Nur die im engen Zusammenhang mit dem Mutterboden verbliebenen Stämme Deutschlands und die in steter Fühlung mit dem Festland stehenden Angelsachsen haben ihre Sprache der früheren Bevölkerung aufgezwungen; alle anderen Germanen sind somatisch wie sprachlich von der neuen Umgebung und der höheren Kultur aufgesogen worden. Dieses sprachliche Unterliegen germanischer Menschen setzt sich auch in späterer Zeit fort; weder die Normannen in Frankreich oder in Sizilien noch die deutschen Kolonisten in Ungarn, Spanien (an der Sierra Nevada), Oberitalien usw. haben ihre Muttersprache auf die Dauer erhalten. Der Grund dafür ist in dem Umstand zu suchen, daß der Deutsche meist eine zu große Ehrfurcht vor

---

[1]) Buch IV, Kap. 17.

[2]) Hubert Schmidt, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 2, S. 414.

fremder und gar vor überlegener Kultur besitzt, seine Eigenart nicht hoch genug bewertet und sich der fremden Umgebung möglichst schnell anzupassen sucht. Wenn wir eine derartige völkische Veranlagung nun schon 2000 Jahre bestehen sehen, so ist anzunehmen, daß der nationale Charakter der Germanen auch vorher kein anderer war. Wäre also in der Tat die Indogermanenbewegung von den Germanen ausgegangen, so hätte sie kaum inmitten der fremden, zum Teil weit überlegeneren Kulturen (man denke an Griechenland) die sprachlichen Wirkungen erzielt, als deren Ergebnis uns die weltweite Verbreitung des indogermanischen Sprachstamms entgegentritt.

Idg. Ursprache u. europ.-asiat. Ursprachen

Gegen die europäische Herkunft der indogermanischen Grundsprache überhaupt läßt sich noch ein Argument ins Feld führen: das Indogermanische weist in seinem Bau und in seinem Wortschatz keinerlei Ähnlichkeit mit den vorindogermanischen Sprachen Europas auf. Genauer bekannt ist uns von solchen nur das bis heute erhaltene Baskische, das freilich auch nicht dem Schicksal entgangen ist, mit dem Indogermanischen verglichen zu werden,[1] obwohl es mit dem Mangel des grammatischen Geschlechts beim Substantiv, dessen Steigerungsfähigkeit, der Scheidung zwischen Nominal- und Verbalwurzeln und dergleichen Eigentümlichkeiten mehr keine Ähnlichkeit mit dem Bau der indogermanischen Sprachen aufweist. Das Etruskische, das man allerdings bis jetzt nur zum Teil versteht, die spärlichen iberischen Sprachreste, die vorgriechischen Inschriften Kretas — soweit sie lesbar sind — und Kyperns,[2] die alle noch der Deutung harren, weisen ebenfalls keinerlei Ähnlichkeit mit den indogermanischen Sprachen auf. Dagegen bestehen auffallende Überein-

[1]) Zu Unrecht habe ich in meinem Buch „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen", S. 362, Anm. 1 C. C. Uhlenbeck noch als Verteidiger einer baskisch-indogermanischen Urverwandtschaft bezeichnet, die er seit dem Jahre 1891 aufgegeben hat; er sieht z. B. schon in den Indogermanischen Forschungen, Bd. 17, S. 437 die beiden Sprachgruppen als nicht verwandt an.

[2]) Siehe Arthur J. Evans, Scripta minoa 1906; A. Meister, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1911, S. 166 und J. Vendryes, Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 18, S. 271 ff.

stimmungen im Wortschatz, in den Flexionsendungen und einigen Pronominalstämmen mit dem Finnisch-Ugrischen, die zwar nicht zur Feststellung einer Urverwandtschaft zwischen beiden Sprachgruppen ausreichen, aber doch wenigstens sehr alte Berührungen zwischen ihnen zu erweisen scheinen.[1]) Ebenso wollen manche Forscher die Urverwandtschaft der semitischen und indogermanischen Sprachgruppe auf Grund lexikalischer Übereinstimmungen erwiesen haben.[2]) Unzweifelhaft nähern sich die beiden Sprachstämme auch in der Ausdehnung des grammatikalischen Geschlechts auf leblose Dinge, in der Verwendung dreier Numeri (Singular, Dual, Plural) usw., wenn man auch die großen Verschiedenheiten (z. B. in der Flexion des Verbums) nicht außer Acht lassen kann. Jedenfalls darf man eines mit Sicherheit betonen: dem Indogermanischen fehlen, soweit unsere spärlichen Kenntnisse ein Urteil zulassen, jegliche Beziehungen zum Wortschatz und grammatikalischen Bau europäischer Ursprachen, während es solche zum Finnisch-Ugrischen und Semitischen besitzt. Dieser Umstand erhöht zum wenigsten nicht die Wahrscheinlichkeit der europäischen Herkunft des Indogermanischen.

Das Pferd beim Urvolk.

Die aus der Sprache selbst geschöpften Indizien sprechen also gegen die ursprüngliche Identität von Indogermanen und Germanen und die Ansetzung der Urheimat auf dem Germanengebiet. Aber auch eine Reihe von kulturhistorischen Gründen lassen sich dagegen ins Feld führen. Ich denke in erster Linie an die große Rolle, die das Pferd im Leben des indogermanischen Stammvolks gespielt haben muß. Einen Beweis dafür dürfen wir u. a. in den zahlreichen Eigennamen aus allen indogermanischen Sprachen erblicken, die mit dem idg. Wort **eḱwos* „Pferd" (altind. *áśvas*, av. *aspō*, griech. *ἵππος*, lat *equus*, altir. *ech*, altengl. *eoh*) zusammengesetzt sind: altind. *Áśva-patiš*, av. *Aspa-yaođō*, altpers. *Aspa-čana*, skyth. *Ἄσπ-ουργος*, griech. *Ἱππο-μέδων*, irisch *Each-ceann* = kelt. *Epo-pennus*, got. *Eua-*

[1]) Über die Frage orientiert am besten der Aufsatz von H. Paasonen, Zur Frage von der Urverwandtschaft der finnisch-ugrischen und indoeuropäischen Sprachen in den Finnisch-Ugrischen Forschungen, Bd. 7, S. 13 ff.

[2]) Zuletzt Herm. Möller, Vergleichendes indogerm.-semitisches Wörterbuch, 1911.

rix,[1]) altengl. *Eo-mǣr*, ahd. *Eha-drūd* oder altind. *Kṛš-aśras*, av. *Kərəs-āspō*, altpers. *Višt-āspa*, parth. *Ζαμ-άσπης*, griech. *Στράτ-ιππος*. In der Nala- und Damayantī-Episode des Mahābhārata-Epos führt der Held den Beinamen *aśrakōvidas* „pferdekundig". Durch die Arier werden die Semiten erst mit dem Pferde vertraut; in der ideographischen Wiedergabe der babylonischen Schrift wird es daher als „Esel des östlichen Berglands" bezeichnet.[2]) Alle indogermanischen Völker, die in den Gesichtskreis der Griechen und Römer treten, gelten als vortreffliche Reiter: Baktrier, Sogdianer, Parther, Skythen, Thraker, Mazedonier, Epiroten, Kelten.[3]) Das Pferd war dem indogermanischen Urvolk, wie sich auch aus seiner Rolle in der Mythologie und dem Opferdienst ergibt, ein vertrautes und geschätztes Tier. Es läßt sich freilich nicht mit Sicherheit entscheiden, welche Rolle es in seinem Haushalt gespielt hat, ob es vorzugsweise Herden-, Reit- oder Zugtier war. Jedenfalls aber war die Zähmung des Wildpferdes nur in der Nähe oder in der aralo-kaspischen Steppe selbst möglich, wo sich bis heute zwei wildlebende Arten erhalten haben: equus caballus Pumpellii und equus caballus Przewalskii. Aus Mitteleuropa war das Wildpferd seit dem Zurückweichen der Steppe nach dem Aufhören der Eiszeit verschwunden,[4]) da, zumal in dem nordeuropäischen Waldland, alle Vorbedingungen für die Existenzmöglichkeit dieses Lauftieres fehlten. Dementsprechend sind auch gegenüber dem massenhaften Auftreten von Pferdeskeletten in den Funden der Diluvialzeit die Reste dieses Tieres aus der neolithischen Zeit recht spärlich.[5])

Die Germanen nun waren überhaupt kein Reitervolk; das Pferd spielte bei ihnen eine geringe Rolle; ihre Stärke lag

[1]) M. Schönfeld, Wörterbuch der altgerm. Personen- und Völkernamen, S. 83; dazu Th. v. Grienberger, Indogerm. Forschungen, Bd. 32, Anzeiger, S. 45.

[2]) Vgl. Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, I, 2^{3}, S. 651 f.

[3]) **Otto Keller, Die antike Tierwelt, 1909, S. 218 ff.**

[4]) Strabo, Buch III, Kap. 4, 15 sagt allerdings von Spanien: *φέρει δὲ ἡ Ἰβηρία ἵππους ἀγρίους*. Hier fanden sich also in historischer Zeit noch Wildpferde.

[5]) Beweise für das Vorkommen des Pferdes in der nordeuropäischen Steinzeit s. Prähist. Zeitschrift, Bd. 2, S. 179. 283. 392 und Bd. 4, S. 376.

beim Fußvolk.[1]) Die Kelten dagegen waren hochberühmte Pferdezüchter; einer ihrer Stämme, die Epidier, hat daher seinen Namen (gall. *epo-* „Pferd“ z. B. in *Epo-redo-rix* „König des Pferdewagens“) und diese Bezeichnung klingt noch nach in altir. *Aird Echdi* „Höhe der Echde“ (altir. *echde* = gall. *epidios*), dem *Ἐπίδιον ἄκρον* des Ptolomäus.[2]) Der großen Bedeutung, die das Pferd für die Kelten hatte,[3]) entspricht es, wenn 80 % aller Haustierknochen aus den Funden der La Tène-Zeit in der Westschweiz dem Pferd angehören. Die Rasse ist klein und hat nichts mit dem schweren europäischen Pferd zu tun, trägt vielmehr wie auch das Pferd, das am Ende der Pfahlbauzeit in den Bronzestationen auftritt, die Merkmale der orientalischen Varietät.[4]) Da also feststeht, daß das indogermanische Stammvolk das Pferd kannte und es vermutlich auch schon gezähmt hatte,[5]) und es ferner unmöglich war, die Zähmung in Nordeuropa vorzunehmen, wo das wilde Material fehlte, so werden wir auch durch diesen Umstand nicht auf Norddeutschland, sondern auf das osteuropäisch-zentralasiatische Steppengebiet hingewiesen, wenn wir den Ausgangspunkt der indogermanischen Völker- und Sprachenausbreitung bestimmen wollen.

Nach Asien hin zeigt auch die bei allen indogermanischen

---

[1]) Tacitus, Germania, Kap. 6: *In universum aestimanti plus penes peditem robur.*

[2]) Kuno Meyer, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1913, S. 445 ff.

[3]) Die Kelten hatten auch eine besondere Pferdegöttin *Epŏna* (vgl. Th. Reinach, „La déesse gauloise aux chevaux“ in der Revue archéologique, 1895, und „Cultes, Mythes et Religions“, Bd. 4, S. 68; F. Haug, Bonner Jahrbücher, Bd. 99, S. 242 ff. sowie Keune, Pauly-Wissowa's Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft s. v. Epona, wo die bildlichen Darstellungen der Göttin aufgezählt werden).

[4]) C. Keller, Vierteljahrschrift der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich, 1912, S. 290.

[5]) Nach Bruno Meißner, Assyriologische Studien VI, „Das Pferd in Babylonien“, S. 8, wird in einem Beschwörungstext das Gebirge *Ḫar-sa-am-na* als Ursprungsort von Pferden genannt; auch die Bewohner östlich vom Urmia-See im armenischen Hochland galten als gute Pferdezüchter; im Lande Sangibuti werden in einer Inschrift Sargons große Stutereien erwähnt. — Dürfen wir bei dem Namen *Ḫarsamna* an die *Ḫarri* (= Arier) der Mitanniinschriften denken?

Vater- und Mutterfolge.

Völkern nachzuweisende und in die indogermanische Urzeit zurückreichende Familienorganisation des Vaterrechts (Patriarchat). Die Vaterfolge in ihrer strengen Form, so daß nur die Zeugung die Verwandschaft begründet, findet sich auch bei den Semiten, Türken, Mongolen usw., also asiatischen Völkern,[1]) während die europäischen Urvölker, Iberer, Basken, Pikten, Etrusker[2]) usw., die Mutterfolge kannten, d. h. die Kinder traten in die Familie der Mutter ein. Bei den Iren, also einem indogermanischen Stamm, dessen Eigenart sich auf allophyler Grundlage herausgebildet hat, finden wir noch sprachliche Reste dieses ureuropäischen Zustandes, wenn die Benennung neben dem eigenen Namen mit dem der Mutter geschieht: *Cuchulaind mac Dechtire, Conchobor mac Nessa, Fergus mac Bōiq.* Wie das bei Völkern mit mutterrechtlicher Organisation sich findende sog. Männerkindbett (Couvade) bei den Iberern und den Bewohnern von Korsika, bis zum Jahre 1723 auch bei den Basken bezeugt ist, so lebt die Erinnerung daran noch in der irischen Sage in Ulster fort und bei den Chrutni in Irland scheint die Sitte selbst sich länger als in anderen Gegenden erhalten zu haben.[3]) Auf eine alte mutterrechtliche Organisation bei den Britanniern weist auch die Nachricht bei Tacitus, Agricola Kap. 16, daß diese unter der Führung

[1]) Jos. Kohler, Urgeschichte der Ehe, S. 53 f. und Jos. Kohler und E. Ziebarth, Das Stadtrecht von Gortyn, 1912, S. 60.

[2]) Strabo, Buch III, Kap. 4, 18: *Τὰς θυγατέρας κληρονόμους ἀπολείπεσθαι τούς τε ἀδελφοὺς ὑπὸ τούτων ἐκδίδοσθαι γυναιξίν· ἔχει γάρ τινα γυναικοκρατίαν* (von den Iberern); Jules Vinson, Revue de linguistique et de philologie comparée, Bd. 44, S. 241 ff. (Urzustände bei den Basken); H. Zimmer, Das Mutterrecht der Pikten in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Rom. Abt., Bd. 15 (1894), S. 209 ff. (vgl. dazu Ernst Windisch, Das keltische Britannien 1912, S. 32 ff.); für die Etrusker s. Inschriften wie CIL XI, 2458 (aus Clusium): *Vel Tite Larisal f. Cainai natus*, in der sowohl der Name des Vaters (*Laris* mit Genetivendung *-al* wie der lateinische Gentilname auf *-ius*: etrusk. *Munsal* = lat. *Munisius*; vgl. W. Schulze, Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen, 1904, S. 63) als auch derjenige der Mutter *Gaia* in der Form des etr. Gentilnamens *Cainai* (auch *Cae*, vgl. W. Schulze, a. a. O., S. 264) angegeben wird. — Im Adoptionsritus der Etrusker wird das zu adoptierende Kind an die Brust der Mutter gelegt.

[3]) Aus Heinrich Zimmers Nachlaß in der Zeitschrift für celt. Philologie, Bd. 9, S. 101.

einer Frau königlichen Blutes namens *Boudicca* in den Aufstand getreten seien; dieser Umstand wird mit der Begründung motiviert: *neque enim sexum in imperiis discernunt.* Die Kelten in Britannien erkannten also die weibliche Erbfolge auch auf dem Königsthron an. Das stimmt ganz zu dem Bericht von Strabo, wonach bei den Iberern die älteste Tochter erbte, die den übrigen Geschwistern den Unterhalt gewähren mußte.[1]) Reste der einheimisch-europäischen Mutterfolge treten uns nun auch bei den alten Germanen entgegen. Tacitus[2]) erzählt uns, daß die Söhne der Schwestern bei dem Oheim in demselben Ansehen stehen wie die eigenen Kinder und daß manche dieses Band des Blutes für heiliger und enger halten. Als Erben werden freilich die eigenen Kinder angesehen. Aus dieser Sachlage ergibt sich mit voller Deutlichkeit, daß die alteinheimische Mutterfolge, die noch im Gefühlsleben mächtig wurzelte, durch das jüngere indogermanische Recht überlagert war. Noch bis ins Mittelalter haben sich in Deutschland (gleichwie in Irland, s. oben) die Spuren der Mutterfolge erhalten, wenn wir noch im Nibelungenlied metronymische Bezeichnungen finden (*Sîvrit, der Sigelinde kint* III, 48 oder *Gunther, daz Uoten kint* III, 125 usw.).[3])

Nur auf dem Hintergrund des Mutterrechts ist der am Rhein, in Südgallien, in Britannien, in Oberitalien, an der Donau, besonders bei den Kelten und Germanen, anzutreffende Matronenkult anstelle der sonst bei den indogermanischen

---

[1]) Siehe Anm. 2 auf der vorhergehenden Seite.

[2]) Germania, Kap. 20. — Wenn derselbe Schriftsteller von den ostbaltischen Sitonen Kap. 45 berichtet: *cetera similes uno differunt, quod femina dominatur*, so dürfen wir diese Nachricht nicht ohne weiteres als Zeugnis für eine mutterrechtliche Organisation bei den Germanen verwerten, da dieser Volksstamm möglicherweise nichtgermanischer Herkunft und Sprache ist. — Anders V. Lundström in „Xenia Lideniana", Festskrift tillägnad Prof. E. Lidén på hans femtioårdag 1912, S. 266 ff., der unter den Sitonen die germanische Bevölkerung Finnlands und der estnischen Küste versteht.

[3]) Spuren des Mutterrechts hat im französischen Epos nachgewiesen: W. O. Farnsworth, Uncle and nephew in the old French 'chansons de geste'. A study in the survival of matriarchy, New York 1913. Im 5. Kap. S. 225 ff. seines Buches gibt Verfasser einen hübschen geschichtlichen und ethnographischen Überblick über das Mutterrecht.

Völkern überlieferten Väterverehrung im Totenkult verständlich. Wenn man häufig annimmt, die Germanen hätten die Matronenverehrung von den Kelten übernommen, so ist das nur mit der Einschränkung giltig, daß diese selbst ihn aus einheimischer Quelle in ihren Kult eingefügt hatten.[1]) Denn bei den meisten indogermanischen Völkern ist nur der Väterkult bezeugt; in Indien werden die *pitáras*, die Geister der abgeschiedenen Vorfahren, verehrt; in Griechenland sind die *θεοὶ πατρῷοι* zwar aus der Familienverehrung zum Stammeskult emporgehoben worden, zeigen aber durch ihre Benennung (ebenso wie die *τριτοπάτορες*, die Drittväter, die Geister vergessener Ahnen) ihren Ursprung aus dem Väterkult. Bei den Weißrussen werden die *djady*, die Großväter, am Totenfest (*rodunica* eigentlich „Rosenfest" aus griech. *ῥοδωνία*) an den Gräbern beklagt und bewirtet. Auf dem Boden der agnatisch gegliederten indogermanischen Familie war für die Mütterverehrung kein Boden vorhanden; sie kann nur bei Völkern mit mutterrechtlicher Gesellschaftsordnung erwachsen sein.

Burgenbau.

Wenn die bei den Prägermanen vorauszusetzende Familienordnung nicht mit der für das indogermanische Urvolk ermittelten übereinstimmt, so scheint auch die staatliche Organisation bei diesem weiter vorgeschritten gewesen zu sein als bei jenen. Die Indogermanen besaßen feste, mit Mauern umwallte Wohnplätze oder Wohnburgen, wie die Gleichungen: altind. *pūr, puram, puriś* „Burg, feste Stadt", griech. *πόλις* „Stadt", *ἀκρόπολις* „Burg", lit. *pilìs* „Burg, Schloß", lett. *pils*, altpreuß. *pil* „Schloß" oder altind. *dèhī* „Wall", av. *pairi-daēza-* „Umfriedigung" (ins Griechische als *παράδεισος* „Park" aufgenommen), pers. *diz* „Festung", thrak. *-διζος, -διζα* „Burg" (in Ortsnamen wie *Tarpodizos, Τυρόδιζα*), griech. *τεῖχος* „Mauer",

[1]) Siehe den Überblick über den Matronenkult und die darüber vorhandene Literatur bei Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 391 ff. Am Schlusse des Abschnittes sind auch Ausblicke auf das Fortleben der Mutterverehrung (in Form des Marienkults) bis auf unsere Tage gegeben. — Wie weit der Matronenkult verbreitet war, ergibt sich aus einer (bei H. Dessau, Inscriptiones latinae selectae, Nr. 4786 verzeichneten) lateinischen Inschrift, durch die der Stein *Matribus Italis, Germanis, Gallis, Britannis* geweiht wird. Vgl. dazu W. Schulze, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 54, S. 172 ff.

osk. *feíhúss* „muros" zeigen. Auf nordeuropäischem Gebiet gibt es nun keine prähistorischen Burgwälle, die älter als die Wikingerzeit sind; in Nordwestdeutschland kommen die frühesten seit 300 n. Chr. auf, als die Sachsen anfangen sich hier auszudehnen.[1]) Älter ist der Burgenbau auf dem Gebiet der Lausitzer Kultur, wo wir vielleicht schon aus der jüngeren Steinzeit, sicher aber aus der Bronzezeit Wallburgen nachweisen können.[2]) Am Mittel- und Oberrhein hat man steinzeitliche Ringwälle erkannt, die in die Zeit der westeuropäischen Pfahlbaukeramik gehören. Aber alle diese Anlagen sind nur als Fluchtburgen anzusehen. In Südosteuropa dagegen (Ungarn, Rumänien, Thessalien, Mykenae, Tiryns) und Asien (Troja, Anau) sind die Befestigungen dauernd bewohnt gewesen und dieser Umstand allein spricht für das höhere Alter des Burgenbaues im Süden. Die Abneigung der Germanen gegen das Wohnen in ummauerten Städten war noch den Römern zur Zeit des Tacitus bekannt.[3]) Auch dieses kulturgeschichtliche Moment spricht nicht für die Ansetzung der Indogermanenheimat auf germanischem Boden.

Germanen eine Dauerrasse.

Wenn also nach den vorstehenden Ausführungen die prähistorische Indogermanenbewegung nicht von Nordeuropa oder Norddeutschland ausgegangen sein wird, so sprechen andrerseits die Ergebnisse der prähistorischen Forschung dagegen, daß eine Einwanderung eines neuen Volksstammes oder ein jäher Abbruch der Kultur hier stattgefunden habe. Soweit wir uns aus den Skeletten ein Urteil über die vorgeschichtliche Bevölkerung des Ostsee- und südöstlichen Nordseegebietes bilden können, so scheint stets dieselbe dolichokephale und hochgewachsene Rasse es bewohnt zu haben.[4]) Ob sie wie zur

---

[1]) Carl Schuchhardt, Westeuropa als alter Kulturkreis. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1913, S. 762 ff.; M. Loebell, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie usw., 1912, S. 141 weist auf das späte Vorkommen der Ringwälle in Ostpreußen hin.

[2]) A. Götze, Der Schloßberg bei Burg im Spreewald. Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 264 ff.

[3]) Germania, Cap. 16: *Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est.*

[4]) Gustaf Retzius, Crania Suecica antiqua, 1900.

Römerzeit bereits blauäugig und blondhaarig war, können uns die Knochenreste freilich nicht sagen; immerhin sind die Haare der in Eichensärgen aus der älteren Bronzezeit an mehreren Orten Jütlands aufgefundenen und nebst ihren Gewändern gut erhaltenen Leichen, die sich jetzt in der dänischen Sammlung des Nationalmuseums in Kopenhagen befinden,[1]) von dunkelblonder Farbe, wie der Augenschein ergibt. Allerdings fehlten, wie auch heute noch, die brachykephalen Elemente in Nordeuropa nicht und besonders an den Küsten der Nordsee (in Friesland, Norwegen) treten sie in größerer Dichtigkeit auf. Ihr ethnisches Verhältnis zu den Dolikephalen ist strittig und unaufgeklärt.[2]) Auch aus den ausgedehnten Schädeluntersuchungen von A. Schliz, die sich zwar mehr auf Mittel- wie auf Nordeuropa beziehen,[3]) ergibt sich, wenn man die unzulässige Verquickung mit der Indogermanenfrage ganz unberücksichtigt läßt, nur soviel, daß zwar in bestimmten Gegenden und Perioden gewisse Schädelformen überwiegen (Megalithgräbertypus, Aunjetitzertypus usw.), aber im allgemeinen überall entweder verschiedene Schädelformen oder Mischformen aus solchen vorliegen. Da aber schon in der paläolithischen Periode Europas, also zu einer Zeit, wo weder von Indogermanen noch von Germanen die Rede sein kann, an den Fundstellen verschiedenartige Schädel (Langköpfe und Kurzköpfe) nebeneinander auftreten,[4]) so wird man in der jungneolithischen Zeit, an deren Ende wahrscheinlich der Beginn der Indogermanenbewegung fällt, keine unvermischten Rassetypen, zumal in den viel durchwanderten Gebieten des mittleren Asiens oder Europas mehr erwarten können.[5])

---

[1]) Siehe Vejledning for Besøgende Nr. 112—124.

[2]) Siehe den Überblick bei M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, Bd. I, S. 306 ff.

[3]) „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte.“ Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. 7, S. 254 ff. und Bd. 9, S. 202 ff. sowie Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 36 ff.

[4]) Fr. Birkner, Der diluviale Mensch in Europa, 1909, S. 36 und S. 45.

[5]) Gegen die Rasseneinheit der Indogermanen wendet sich z. B. v. Reitzenstein, Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1912, S. 93 f.: „Der Irrtum ging vor allem davon aus, daß man den sprachlichen Stand-

Hat aber die germanische Bevölkerung Norddeutschlands und Nordeuropas ihren Rassetypus seit der neolithischen Zeit bis heute im großen Ganzen bewahrt und ist sie zu keiner Zeit von einer umfänglicheren Einwanderung fremdartiger Elemente verdrängt oder überlagert worden, so ist an eine Herkunft der Germanen aus einer fernen Gegend nicht zu denken.[1]) Auf der anderen Seite glauben wir im Vorstehenden gezeigt zu haben, daß die Indogermanenheimat, so weit uns die Sprachforschung ihre Umgrenzung erlaubt, nicht mit den Wohnsitzen der Germanen identisch sein kann. Die Schwierigkeit, die beiden Tatsachen miteinander in Einklang zu bringen, löst sich am einfachsten, wenn wir der in der obigen Erörterung vertretenen Annahme zustimmen, daß die Prägermanen, die seit den ältesten erkennbaren Zeiten in ihrem Gebiet ansässig waren, in irgend einer für uns noch vorgeschichtlichen Epoche von Südosten oder Süden her in sprachlicher Hinsicht indogermanisiert worden sind und dem Einfluß der Sprache und Kultur indogermanischer Völker (Kelten, auch Illyrier?) auch noch in späterer Zeit ausgesetzt gewesen sind, ganz so wie sie am Anfang ihrer Geschichte unter den Einfluß der römischen Kultur und Sprache gerieten.

Wie stellt sich die uns zur Verfügung stehende historische Überlieferung bei den Germanen und bei den klassischen Schriftstellern zur Frage der Autochthonie oder Einwanderung der Germanen? Sie selbst hielten sich für Autochthonen, wie uns Tacitus überliefert,[2]) da sie ihren mythischen Ahnherrn *Tuisto* oder *Tuisco*[3]) als erdentsprossenen Gott ansehen. Nach

---

punkt mit dem anthropologischen verwechselte, die Sprachgruppe der Indogermanen als Rasse auffaßte und als ihre reinen Repräsentanten die nordische blonde Rasse nahm. . . . Die Spracheinheit der Indogermanen erstreckt sich von Anfang an über verschiedene Elemente, die in Europa die Hauptmasse einer blonden und langschädlichen Bevölkerung vorfanden, die wohl zu deren Ureinwohnern zählt."

[1]) Vielfach wird auch zum Beweis für die uralte Ansässigkeit der Germanen in ihren historischen Sitzen auf ihre Vertrautheit mit dem Meere hingewiesen, während andere indogermanische Völker wie die Italiker und Slaven zu Anfang ihrer Geschichte geradezu „wasserscheu" sind. Vgl. K. Helm, Indogermanische Forschungen, Bd. 24, S. 221 ff. und W. Vogel, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, S. 10.

[2]) Germania, Kap. 2.

[3]) Die Lesarten der Hss. schwanken zwischen beiden Formen. Die

ihren alten Liedern, d. h. nach ihrer geschichtlichen Überlieferung leiten sich von seinem Sohn *Mannus* (d. h. Mensch) die drei Gruppen der *Ingaewonen*, *Herminonen* und *Istaewonen* ab.[1]) Auch Tacitus selbst ist geneigt, die Germanen für Ureinwohner zu halten.[2]) Diesen beiden Zeugnissen gegenüber kann Senecas (1. Jh. n. Chr.) geschichtsphilosophischer Standpunkt,[3]) es gäbe keine eingeborenen und unvermischten Völker mehr, nicht in Betracht kommen, da er einmal die Germanen gar nicht speziell im Auge hatte, und dann auch durch ethnologische Beispiele widerlegt werden könnte. Eine Urbevölkerung wird überhaupt in der Regel nicht ausgerottet, sondern nur durch die Neuankömmlinge überlagert; anstelle einer früheren Kultur, Sprache und Religion können neue Formen treten, ohne daß der alte Menschenschlag sich auf die Dauer wesentlich zu verändern braucht. Wir wissen nicht, ob zu den Germanen in prähistorischer Zeit bereits fremde Elemente hinzugekommen sind; aber wenn es auch der Fall gewesen ist, so wäre diese Tatsache für die Frage, ob die Germanen Autochthonen sind oder nicht, belanglos.

Angebliche Beweise für die Einwanderung der Germanen.

Einen Beweis für das Vorhandensein einer Urbevölkerung, die von den eingewanderten Germanen unterworfen und versklavt worden sei, wollte man[4]) in dem germanischen Wort „frei“ (altengl. *frēo*, ahd. *frī*) erblicken. Aber dieses Wort wäre eher ein Beweis gegen eine sehr alte Bekanntschaft der Germanen mit dem Begriff „Freiheit“. Denn es gehört, wie wir oben (S. 40) gesehen haben, in die Reihe der den

---

Etymologie ist klar und spricht für *Tuisco* als richtige Lesart: **Twiskōn* „der Göttliche“ zu germ. **Twaz* (altisl. *Tyr*, ahd. *Ziu*) „Gott“ aus indogerm. **deiwos* (lat. *divus* usw.).

[1]) Plinius, Naturalis historia, 4, 96. 99 nennt sie *Inguaeones* und *Istaeones*. Vermutlich verstecken sich hinter diesen Namen Hypostasen des obersten Gottes (**Twaz*, s. o.).

[2]) a. a. O. *ipsos Germanos indigenas crediderim.*

[3]) Ad Helviam matrem de consolatione 7, 10: *Vix denique invenies ullam terram quam etiamnunc indigenae colant, permixta omnia et insiticia sunt.*

[4]) So zum Beispiel O. Schrader in einem Vortrag „Germanen und Indogermanen“ auf der Breslauer Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine (5. August 1913), abgedruckt in der Zeitschrift „Die Geisteswissenschaften“, 1913, Nr. 8, S. 196 ff.

Kelten entlehnten Rechtsbegriffe. Denn nur im Keltischen (cymr. *rhȳdd*) stoßen wir bei demselben Wortstamm auf den Sinn „frei“, während er sonst (auch im Germanischen) „lieb, befreundet“ bedeutet: altind. *priyás*, av. *fryō* „lieb“, altind. *priyā́*, alteng. *frēo*, altsächs. *frī* „Weib“, got. *frijōn* „lieben“ altbulg. *prijati* „günstig sein“ usw. Es ist nicht anzunehmen, daß sich dieselbe abstrakte Bedeutung „frei“ bei einer weitverbreiteten indogermanischen Wurzel auf zwei benachbarten Sprachgebieten unabhängig voneinander entwickelt haben sollte, zumal die Germanen auch sonst eine Reihe von Termini der Rechtssprache mit den Kelten gemeinsam haben. Da aber jedenfalls die höhere Kultur auf Seiten der Kelten war, so sind diese wohl als die Gebenden anzusehen. Aus dem Vorhandensein des Freiheitsbegriffs bei den Urgermanen irgendwelche Schlüsse auf die Unterwerfung einer Urbevölkerung durch die einwandernden Indogermanen zu ziehen, ist demnach als verfehlt anzusehen. Aber auch wenn die Germanen die Bedeutungsprägung des Begriffes „frei“ selbst vorgenommen haben, so brauchen sie deshalb doch keine späten Einwanderer in ihre historischen Sitze zu sein. Denn Sklaven konnten sie sich in Raubzügen gegen die angrenzenden nichtgermanischen Völkerschaften verschaffen; ja aus ihren eigenen Volksgenossen vermochten sie sie durch die ewigen Stammesfehden und infolge ihrer Spielleidenschaft zu erhalten, wenn uns Tacitus berichtet, daß die Germanen nach dem Verlust ihrer Habe um ihre persönliche Freiheit würfelten.[1]) Andere sprachliche Argumente, die für eine Einwanderung der Germanen sprechen sollen, stehen bei genauerem Hinsehen auf ebenso schwachen Füßen. Die Behauptung z. B., daß lat. *squalus* „ein größerer Meerfisch“, altpreuß. *kalis* „Wels“ in der indogermanischen Stammsprache den größten Flußfisch bedeutet habe, im Germanischen aber auf den größten Meeresfisch (altisl. *hvalr*, altengl. *hwœl*, ahd. *wal*) übertragen worden sei,[2]) ist augenscheinlich falsch (man denke an das dazugehörige *Wels*), würde aber

[1]) Germania, Cap. 24: *Aleam sobrii intra seria exercent, tanta lucrandi perdendive temeritate, et, cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate ac de corpore contendant.*

[2]) O. Schrader a. a. O.

überhaupt nichts beweisen, da sich die indogermanische Bedeutung nicht feststellen läßt.[1] Wenn der Stamm des altgermanischen Namens für „Bernstein“ *glēsum*, *glaesum*[2]: altengl. *glǣr* mit dem von altisl. *glēr*, ahd. *glas* „Glas“ zusammenhängt — ahd. *glas* dient auch als Glosse[3] für lat. *electrum* —, so entnehmen wir diesem Umstand nichts weiter, als daß die Germanen den Namen für den Bernstein auf das ihnen durch den Handel aus dem Süden zuerst in Form von Glasperlen bekannt gewordene Glas, das ebenfalls ein durchsichtiger Stoff war, übertragen haben. Das Wort ist vermutlich mehr an der Ostsee zu Hause gewesen — an der Nordsee gilt altisl. *rafr*, altfries. *reaf* „Bernstein“[4]) — scheint aber indogermanischen Ursprungs zu sein, wie der Ablaut (altengl. *glǣr* : ahd. *glas*) und die ursprüngliche Endbetonung (altisl. *gler*, altengl. *glǣr*, mndd. *glār* aus **ghlēsóm*) beweist. Die Etymologie des Wortes steht aber nicht fest (zu altirisch *glass* „bläulich, grünlich“, mittelir. *glain* „Glas“, nhd. *glast* „Glanz“?[5]). Ebenfalls an der Ostsee beheimatet ist das im Ursprung ganz dunkle lit. *gentãras*, *gintãras*, lett. *zítars*, *zi'ntars*, das als *jantarь* ins Russische aufgenommen worden ist und dialektisch neuhochdeutsch als *Kentner* auftritt.[6])

---

1) Altengl. *leax*, ahd. *lahs*, lit *lãšis*, *lašišà*, altpreuß. *lasasso*, lett. *lasis*, russ. *losósь* „Lachs“ findet sich im tocharischen Dial. B als *laks* „Fisch“ in Fragmenten medizinischen Inhalts wieder (s. S. Lévi et A. Meillet, Mémoires de la Société de Linguistique, Bd. 18, S. 389). Welche Bedeutung ist aber die ältere? Die allgemeinere oder die speziellere? Dieses Wort wäre weit eher für die Bestimmung der Ursitze verwertbar, wenn man die Grundbedeutung sicher wüßte.

2) Tacitus, Germania, Cap. 45 und Plinius, Nat. hist. 37, 42.

3) Steinmeyer und Sievers, Ahd. Glossen, Bd. I, S. 653.

4) Über die ursprüngliche Bedeutung „Streifen“ s. Falk-Torp, Etymologisk Ordbog, Bd. 2, S. 98.

5) Nach O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, S. 94.

6) E. Berneker, Slavisches etymol. Wörterbuch, Bd. 1, S. 445. Nach C. Wessely, Über den Bernstein in seiner kulturhistorischen Bedeutung (Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien, Heft 53), S. 272ff. ist der Bernstein nur bei den Kentumvölkern verbreitet. Russ. *jantarь* soll aus dem Finnischen stammen, wo ebenfalls

Die Mannigfaltigkeit der Benennung bei einem im Norden seit der frühesten neolithischen Zeit und mindestens seit der mykenischen Zeit bis nach Südosteuropa und noch weiter vertriebenen Handelsartikel, der durch vieler Völker Hände ging und im Schmuckmaterial der prähistorischen Periode zeitweilig eine große Rolle spielte,[1] darf nicht Wunder nehmen. Aber weder aus dem sprachlichen, noch aus dem archäologischen Material lassen sich irgendwelche zwingende Schlüsse auf die Frage der Indogermanenwanderungen ziehen, wie das in dem Buche von M. Much (s. die untenstehende Anm.) geschieht. Für die Feststellung der Heimat der Germanen ist es ebenso unverwendbar.

Zusammenfassung

Überblicken wir die auf den vorangehenden Seiten behandelten Probleme zum Schlusse noch einmal zusammenfassend, so ergibt sich uns, daß sich alle sprachlichen und archäologischen Gründe, die man für die Herkunft der Indogermanen aus dem späteren Germanengebiet anführt, bei näherem Zusehen als nicht stichhaltig erweisen. Dagegen zeigt die genauere Betrachtung der sprachlichen Eigentümlichkeiten des Germanischen, daß dieses nicht die ungestörte Weiterentwicklung der indogermanischen Grundsprache auf ihrem Heimatboden darstellen kann. Da die Germanen nach den Ergebnissen der prähistorischen Forschung aber als Rasse bereits seit der ältesten neolithischen Zeit in ihren späteren Sitzen ansässig waren und nicht erst in einer jüngeren Periode (Stein-Kupferzeit oder noch später) eingewandert sein können, so ist die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von Germanen und Indogermanen dahin zu beantworten, daß jene in vorgeschichtlicher Zeit indogermanisiert worden sind, d. h. ihre einheimische Sprache mit der germanischen Mundart vertauschten. Von welchem indogermanischen Volk die sprachliche Beeinflussung der Prägermanen erfolgte, ist mit den Mitteln der Geschichte nicht mehr festzustellen. Man hat an

die Bedeutungen „Glas“ und „Bernstein“ ineinander übergehen. — Über den Vertrieb des Bernsteins vgl. die Darlegungen von H. Hassinger, Abhandlungen der k. k. Geogr. Ges. in Wien, Bd. 11 (1914), S. 215ff.

[1]) Siehe die zusammenfassende Darstellung bei M. Much, Die Heimat der Indogermanen², S. 139ff., wo die frühere Literatur verzeichnet ist.

die Kelten, das Herrschervolk des mittleren Europas vom 6. bis 4. vorchristlichen Jahrhundert, gedacht; aber die Eigentümlichkeiten des Keltischen stimmen nicht mit denen des Germanischen überein, wie wir oben (S. 36ff.) gezeigt haben. Die Indogermanisierung Nordeuropas ist vermutlich noch vor der keltischen Expansion, also in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends vor Christus durch ein heute vielleicht selbst dem Namen nach verschollenes indogermanisches Herrschervolk vollzogen worden.[1]) In der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Ch. gerieten die Germanen unter die kulturelle und politische Vorherrschaft der Kelten, weshalb Herodot, Pytheas und andere frühe Autoren auch nur von diesen zu berichten wissen. Erst nach der Zurückdrängung der Kelten und der Abschüttelung ihres Joches etwa (im 3. bis 2. Jhdt. v. Chr.) tritt der Name Germanen hervor (s. Beigabe I). Archäologisch läßt sich das Vorrücken der Germanen vielleicht schon seit dem Ende der Bronzezeit erfassen, wenn man sich auf die Feststellungen der Prähistoriker verlassen könnte;[2]) politisch treten sie erst nach dem Sturz der Keltenherrschaft hervor, um nach einer Zwischenpause von zwei bis drei Jahrhunderten unter den kulturellen Einfluß der Römer zu geraten, von dem neben den Bodenfunden und oberirdischen Resten unsere Sprache beredtes Zeugnis ablegt. Immer wieder hat sich die germanische Rasse als solche in ihrer Eigenart zu erhalten gewußt; sie hat den Sprachenwechsel in vorgeschichtlicher Zeit und den mehrfachen kulturellen Umschwung, den wir feststellen können, überstanden, ohne sich in somatischer

[1]) Kaum darf man an die Kimmerier denken, die nach Homer, Odyssee XI, 14—19 in den regnerischen, sonnenarmen Teilen Europas wohnten und im 7. Jhdt. v. Chr. aus Südrußland von den iranisierten Skythen verdrängt wurden. Waren es die Illyrier, die der keltischen Invasion der jüngeren Zeit erlagen? Eine bestimmte Antwort kann man auf diese Frage nicht geben.

[2]) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen, S. 22 und Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas im Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Bd. 4, S. 270; Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, S. 71. C. Rademacher, Römisch-germanisches Korrespondenzblatt 1910, S. 80 läßt die Germanen um 500 v. Chr. den Rhein erreichen (vgl. dazu R. Henning, Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 54, S. 222). Vgl. auch Anm. 2, S. 80 w. u.

und ethischer Beziehung wesentlich zu verändern. Alles dies war aber nur möglich, weil wir es bei den Germanen nicht mit einer dünnen Schicht von Einwanderern, die von den bodenständigen Elementen bald aufgesogen worden wären, sondern mit einer autochthonen Rasse sui generis zu tun haben, deren Ansässigmachung oder Ausbildung auf dem vorher eisbedeckten Boden Nordeuropas sich in eine für uns unfaßbar ferne Zeit verliert.

Berichtigungen.

S. 7, Z. 7 v. o. lies: *Mori-dunum.*

S. 43, Z. 9 v. o. lies: got. *kaisar.*

S. 45, Z. 17 v. o. lies: ahd. *houbit.*

S. 47, Z. 23 v. o. ist statt „Polnisch" „Sorbisch" zu setzen. Das Polnische, das die vorletzte Wortsilbe betont, hat diesen Akzent aus einem Nebenton entwickelt, der sich auch im Niedersorbischen bei drei- und mehrsilbigen Wörtern findet (W. Vondrák, Vgl. slav. Gramm. I, S. 9).

Beigaben.

I.

Der Name „Germanen“.

Nachdem die schon alten Erörterungen über den Ursprung des Germanennamens (Zusammenstellungen u. a. bei F. A. Pott, Wurzelwörterbuch der idg. Sprachen I² [1867], 872 ff., O. Bremer, Pauls Grundriß, 2. Aufl., Bd. III, 738 f.; K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 189 ff. und L. Schmidt, Allg. Geschichte der germ. Völker I, d, S. 27 f.)[1]) eine Zeitlang zur Ruhe gekommen waren, sind sie durch den (S. 2, Anm. 2 erwähnten) Aufsatz von R. Henning wieder in Fluß geraten. Seine Deutung, die übrigens durch Jaekels freilich verfehlte Ausführungen (Zs. f. deutsche Phil. 26, 309 ff.) oder durch P. Kretschmer, Zs. f. vgl. Sprachforsch. N. F. 18, 113 f. angeregt zu sein scheint, ist aus demselben Grunde, den ich an der genannten Stelle anführe, auch von andern Forschern abgelehnt worden (R. Much, Reallexikon der germ. Altertumskunde, Bd. 2, S. 183; E. Norden, *Germani*. Sitz.-Ber. der Berl. Akademie 1918, S. 103, Anm. 1). R. Much widmet a. a. O. der Frage drei Spalten und kommt zur Ab-

---

1) H. Leo (Zs. f. deutsches Altertum 5, 514) und J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache², 546 erklärten ihn als „Schreier“ (zu ir. *gairm* „Ruf, Ausruf“) = ungestüme, tobende Krieger; K. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 59 ff. denkt an ai. *giri*, slav. *gora* „Berg“, dagegen Gramm. celtica², S. 773, Anm. 2 deutet er ihn als „Nachbarn“ (ir. *ger* „Nachbar“ + Suffix *-man*). Die Deutung als „Germänner“ ist schon von J. Grimm a. a. O. als sprachlich unhaltbar (es müßte **gaizamanni* lauten) abgetan worden. F. A. Pott, Etym. Forschungen, II², S. 873 denkt an eine Zusammensetzung aus Präp. *ge-* + ir. *oir* „Osten“ + *man* „Feld, Ort, Volk“; der Name Germanen bedeute also „Ostleute“. Dies sind nur die verbreitetsten Deutungen.

lehnung des keltischen Ursprungs des Germanennamens. Er leitet ihn vielmehr aus einem germ. Wortstamm **germăna-* her — dessen *ă* infolge volksetymologischer Beeinflussung durch lat. *germānus* zu *ā* geworden sei — der in den as. Namen *Germenberga*, *Girmin-burg*, *Germen-ulf* (E. Förstemann I², 629) und in dem suebischen Göttinnennamen *Garman-gabis* (vgl. *Garmani* = *Germani* bei den Briten nach Beda, Hist. eccl. V, 9) auf einer Inschrift aus Lanchester (Durhamshire) vorliegt. Germ. **germana-* sei aus dem Präfix *ga* + **ermana* (in ahd. as. *irmin* „groß") zum griech. Part. *ὄρμενος* (zu *ὄρνυμι*, auch Subst. = „Sproß") zu erklären.[1]) Die Germanen seien demnach als die „Grossen, Hohen" aufzufassen. Die nichtrömische Herkunft des Germanennamens wird von R. Much in der Realenzyklopädie des klass. Altertums, Suppl. III, 546 nochmals vertreten.[2]) Die Deutung aus dem germanischen Wortschatz aber scheint keinen Anklang gefunden zu haben und wird von E. Norden a. a. O. S. 104, Anm. 4 ausdrücklich abgelehnt.

Zur selben Zeit ungefähr trat der Historiker Th. Birt in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 160 (1915), S. 414 ff. mit einem Aufsatz, betitelt: Germanen, die „Echten" vor die Öffentlichkeit. Er stützt sich auf die alte, schon oft verteidigte und zurückgewiesene etymologische Erklärung Strabos (C. 290, 2, ed. Meineke II, S. 98): *Διὸ καί μοι δοκοῦσι Ῥωμαῖοι τοῦτο αὐτοῖς* (scil. *τοῖς Γερμανοῖς*) *θέσθαι τοὔνομα ὡς ἂν γνησίους Γαλάτας φράζειν βουλόμενοι· γνήσιοι γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Ῥωμαίων διάλεκτον.* „Deshalb, glaube ich, haben ihnen die Römer diesen Namen gegeben, weil sie sie die echten Gallier hatten nennen wollen; denn die „Echten" bedeutet Germanen in der Sprache der Römer."

Die Germanen hätten also ihren Namen von den Römern erhalten, die sie als die „echten Gallier" (*Galli germani*) be-

[1]) Dieser Zusammenhang ist schon von J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache², 545 kurz abgelehnt, indes von Fr. Kauffmann, Beitr. z. Gesch. der deutschen Sprache u. Lit., Bd. 20, 526 ff. wieder aufgenommen worden.

[2]) „Daß der Name den Römern von den Galliern her zugekommen ist, und schon, ehe dies geschah, bei diesen die Bezeichnung für ihre Ostnachbarn war, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel."

zeichneten, wie das auch von Tacitus, Germania, Cap. 2 bestätigt werde: *Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint: ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.* Hier will Birt unter *a victore* die Römer, unter *a se ipsis* die in römische Dienste getretenen Germanen verstanden wissen.[1])

In größerer Breite hat Th. Birt alsdann seine Auffassung in der Schrift: Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. C. H. Beck, München 1917, 124 S. vertreten. Er will im 1. Abschnitt zeigen, daß das Wort *Germanus* nicht keltisch sein kann, zieht indes die gleichartigen keltischen Volksnamen, die uns ja recht zahlreich überliefert sind, nicht zum Vergleich heran. Im 2. Abschnitt wird dem ersten Vorkommen des Germanennamens nachgegangen und behauptet, daß ihn Caesar schon in seiner späteren Bedeutung vorgefunden habe und zwar, wie im 3. und 4. Abschnitt gezeigt wird, bei Posidonius, was uns durch ein Exzerpt des Athenaeus, S. 153 B bezeugt werde: *Γερμανοὶ δέ, ὡς ἱστορεῖ Ποσειδώνιος ἐν τῇ τριακοστῇ, ἄριστον προσφέρονται κρέα μεληδὸν ὠπτημένα καὶ ἐπιπίνουσι γάλα καὶ τὸν οἶνον ἄκρατον.* „Die Germanen aber, wie Posidonius im dreißigsten Buch berichtet, bringen zum Frühstück das abgekochte Fleisch in ganzen Gliedmaßen zum Mund und trinken dazu Milch und ungemischten Wein.“

Allerdings geht aus dem Zitat nicht mit absoluter Sicherheit hervor, daß im Originaltext des Posidonius der Name *Γερμανοί* gestanden hat; aber es spricht auch kein Grund dagegen, wie Birt mit Recht hervorhebt. Freilich kommt er jetzt mit seiner These, *Germanus* sei ein lateinisches Wort, in Verlegenheit; denn Posidonius ist ein Grieche aus Rhodos, der zwar zur Zeit des Marius in Rom gewesen ist und dort wohl auch gefangene Germanen gesehen hat, aber

[1]) Eine Widerlegung von Birts Aufstellungen versuchte alsbald Fr. Reiche in den Neuen Jahrbüchern für das klass. Altertum, 18. Jahrgang, Bd. 35/36, 9. Heft, S. 603 ff. Er hält an dem keltischen Ursprung des Germanennamens fest.

schwerlich Lateinisch konnte. Um diesen Einwand zu entkräften, muß wieder die oben angeführte Strabostelle herhalten und im 7. Abschnitt wird nochmals betont, daß *Germani* in der Wortverbindung *Galli germani* die „echten“ Gallier bedeute und diese Verbindung schon zur Zeit des Kimbernkrieges aufgekommen sei. Sehr bald sei sie zu *Germani* vereinfacht und das Adjektiv *germani* zum Substantiv erhoben worden. Nun sprach man nur noch kurzweg von „den Echten“, verstand aber gleichwohl noch längere Zeit unter dem Wort *Germani* Kelten, aber besonders geartete und durch ihre Eigenschaften hervorragende Vertreter der keltischen Rasse. So heißt auch Brennus, der Rombesieger vom Jahre 387, „Gallus Germanus“ bei Seneca in der Apotheosis Cap. 6. Die Kimbern werden zugleich mit den Galliern des Brennus identifiziert. Schließlich werden auch die iberischen *Oretani, qui et Germani cognominantur* aus Plinius, Hist. nat. III, 25 herangezogen. Birt läßt das verbindende *et* weg und kommt so zu den *Oretani germani*, den „echten“ Oretanern; ihre Stadt werde daher von Ptolemaeus II, 6, 59 *Ὤρητον Γερμανῶν* einfach genannt statt „Oreton Oretanorum Germanorum“. Im 9. Abschnitt wird die vielgeplagte Stelle bei Tacitus, Cap. 2 dahin interpretiert, daß unter *a victore* nur die Römer verstanden werden könnten, die ihre furchtbaren Feinde *ob metum* „aus Angst“ Germanen genannt hätten, weil sie es nunmehr mit den „Echten“, den „Urteufeln und Giganten“ des alten Brennus zu tun hatten. Noch Tacitus hörte im Namen Germanen die „Echten“ heraus; das zeigt der Anfang des Cap. 2 mit dem Nachweis der Bodenständigkeit und Unvermischtheit der germanischen Rasse. Aber auch die Germanen selbst, die Latein gelernt hatten und sich nun mit Stolz so nannten (*mox etiam a se ipsis invento nomino Germani vocabantur*).

Das sind in kurzen Zügen Birts Behauptungen, soweit sie für unsere Zwecke in Betracht kommen, unter Auslassung nebensächlicher Ausführungen.

Ehe wir uns zu ihrer kritischen Würdigung wenden, wollen wir noch den Aufsatz von F. Hartmann „Germanus“ (Glotta 9, S. 1 ff.) betrachten, da er gerade von dem eben erwähnten Anfang des Cap. 2 des Tacitus ausgeht und zum gleichen Ergebnis wie Birt gelangt. Tacitus habe mit den

Worten: *Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos* ... das aussagen wollen, was wir heute mit dem Wort rasserein bezeichnen. Das sei aber gerade der Sinn des lat. Wortes *germanus*. Deshalb werden die reinen Oretaner eben „Germani“ genannt. Weiter habe Tacitus durch Umschreibung eine genaue Begriffsbestimmung von *germanus* zu geben versucht, wenn er Cap. 4 sagt: *ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum conubiis infectos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur*. Tacitus verstand also den Namen der Germanen von dem deutschen Volk im Sinne des römischen Adjektivs; die „quidam“, die er erwähnt, brauchen den Namen von keltischen Völkern, von denen sie ihn auf die Germanen übertragen. Posidonius, der die römische Benennung gekannt haben muß, scheint sie, vielleicht absichtlich, weil sie unwissenschaftlich war, nicht gebraucht zu haben. Caesar kam erst allmählich, im Laufe der Eroberung Galliens, zu einer genaueren Unterscheidung der Gallier und Germanen. Nicht lange, bevor Caesar nach Gallien ging, war der Name der Germanen in Rom aufgekommen. War das Wort, wie oben ausgeführt, lateinisch, so kann es nur die echten Kelten (*Galli germani*) gemeint haben, und so war der Sprachgebrauch, als Caesar mit den Galliern und Germanen bekannt wurde. Als die Römer sie richtig unterschieden, wird das Adjektiv *germanus* zum Eigennamen; aber selbst dann noch bleibt seine ursprüngliche Bedeutung den Römern fühlbar, wie Tacitus' Germania beweist. Vielleicht haben gallische Dolmetscher den Römern den Namen der Istväonen (zu altslav. *istovŭ* „wahr, echt“ oder slav. *jestestvennyj* „wirklich“) mit „Germanen“ übersetzt, wenn die Bedeutung des Namens den Trägern noch fühlbar war, wie schon Leistner ahnte.

Mit diesen letzten Worten, die Hartmanns Aufsatz schließen, haben wir freilich den festen Boden verlassen. Als Kern seiner Ausführungen ergibt sich fast völlige Übereinstimmung mit Birts Ansichten. Wir können also an die Beurteilung der beiden Schriften zu gleicher Zeit herantreten.

Im Korrespondenzblatt der röm.-germ. Kommission des kaiserl. archäologischen Instituts, Jahrg. 1, Heft 6, S. 161 ff. hat

E. Norden der Schrift von Birt eine eingehende Widerlegung gewidmet. Er wendet sich zunächst gegen dessen Versuch, Strabos Einfall (Germani = *γνήσιοι*) als Etymologie von „grundlegender Wichtigkeit“ hinzustellen und sie gar dem Posidonius unterzuschieben.[1]) Die Stelle bei Seneca, Apotheosis Cap. 6, wo es von dem in Lyon geborenen Kaiser Claudius heißt, er sei ein *„Gallus germanus“, itaque, quod Gallum facere oportebat, Romam cepit.* sei als ein Scherz aufzufassen und könne durchaus nicht beweisen, daß Brennus als „Gallus germanus“ betrachtet worden sei. Norden weist ferner nach, daß Birt einen Irrtum begeht, wenn er aus Caesar, Bell. Gall. II, 4 schließen wolle, daß nur die Römer, nicht die Gallier den Ausdruck „Germani“ gebraucht hätten. Er zeigt dann, daß Birt die Stelle bei Plinius III, 25: *Oretani qui et Germani cognominantur* falsch deutet, indem er das *et* ganz übersieht (wie schon hervorgehoben worden ist); desgleichen die Stelle bei Orosius V, 16, 1, wo von den *Gallorum Germanorum gentes*, den Völkerschaften der Gallogermanen, die Rede ist, was er als der „echten Gallier“ auffassen will. Nachdem Norden noch den Titel wie den Inhalt des Kap. VIII der Birtschen Schrift: „Die Germanen Giganten und Söhne des Zwistes“ als „sonderbar“ charakterisiert hat, wendet er sich gegen Birts Deutung des schon zitierten Satzes aus Tacitus, Germ. Cap. 2, die schon früher einmal vorgebracht, aber längst als verfehlt aufgegeben sei. Unter dem *victor* des zweiten Satzteiles müßten die im ersten Teil genannten Germani, die das gallische Gebiet besetzten, verstanden werden. Wie schon Müllenhoff zeigte, ist *victor* für den römischen Feldmesser der terminus technicus für den, der fremden Grund und Boden okkupiert.

Nach dieser negativen und für Birts Aufstellungen destruktiven Tätigkeit gibt E. Norden dann in seiner Akademieschrift: Germani. Ein grammatisch-ethnologisches

[1]) Man kann hinzufügen: Hätte Strabos Etymologie die Billigung der lateinischen Schriftsteller der folgenden Zeit gefunden, so wäre zu erwarten, daß bei der Erwähnung des Germanennamens öfter Bezug auf sie genommen würde. Das ist aber nicht der Fall (die Stelle bei Plutarch Marius, Cap. 24, wo von den *ἀδελφοί* = Germani die Rede ist, ist nicht als etymologische Deutung aufzufassen).

Problem (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1918, S. 95 ff.) neue positive Aufstellungen zur Frage nach der Herkunft des Germanennamens. Er zeigt zunächst, daß auf Strabosche Etymologien kein Wert zu legen sei, indem er auf seine verfehlte Erklärung des Völkernamens *Λέλεγες* (· *συλλέκτους γεγονέναι τινὰς ἐκ παλαιοῦ*) oder die Ableitung von *Ῥήγιον* aus *regium* anführt. Antike Etymologien von Völkernamen verdienten äußerstes Mißtrauen, denn es sei eine reine Zufälligkeit, wenn wir einen solchen etymologisch verstehen. Der Name *Germanus* sei zweifellos keltisch; die Eburonen, einer der fünf Stämme der „Germani cisrhenani", sehen sich durchaus als Gallier an und ihre Häuptlinge tragen keltische Namen: *Ambiorix* und *Catuvolcus.* Auch seien drei Namen der Teilstämme der Germani anerkanntermaßen keltisch, die der Eburones, Condrusi, Caerosi. Der Name der Segni sei sprachlich nicht einzuordnen, wohl aber stelle sich derjenige der Pae-mani im Suffix neben Ger-mani wie die Stammesnamen Ceno-mani, Co-mani, die Personennamen Ariomanus, Cer-manus, Gar-manus usw. Die Germanen haben also ihren Namen von dem keltischen Nachbarvolk erhalten, wie sie ihrerseits ihren östlichen Nachbarn, den Aestii, Venedi, Fenni[1]) germanische Namen gaben. Aber die „Deutung" des ersten Wortkomponenten *Ger-* ist unmöglich; er braucht nicht einmal keltisch zu sein, denn selbst hybride Volks- und Ortsnamen sind keine Seltenheit. Der Kreis aller etymologischen Experimente zur Deutung des Germanennamens scheine geschlossen zu sein: das Ergebnis der Bemühungen ist ein ignoramus. Im grammatischen Anhang der Schrift wird festgestellt, daß die Länge des *ā* in *Germani* ursprünglich ist; ferner, daß an eine Urverwandtschaft zwischen lat. *germanus* „Sprößling" und dem Volksnamen Germani nicht zu denken ist. Im ethnologischen Anhang wird über die Mischvölker der „Oretani Germani", „Galli Germani" und „Semigermanae gentes" gehandelt. Am Schluß wird noch *Germanus* als Cognomen bis ins Mittelalter verfolgt.

[1]) Der germanische Ursprung dieser Volksnamen ist freilich nicht zu erweisen, ja nicht einmal wahrscheinlich (s. Reallexikon der germanischen Altertumskunde unter Aisten, Finnen, Wenden).

Endlich hat sich der Altmeister deutscher Sprachforschung F. Kluge noch in der Germania, 3, S. 1—3 über den Namen der Germanen geäußert. Er meint, der Beweis sei noch nicht erbracht, daß germanischer Ursprung eine Unmöglichkeit sei. Zwar könne *Germānus* mit Betonung der zweiten Silbe im germanischen Munde nicht so gelautet haben, es müsse auf der ersten Silbe betont gewesen sein. Auch könne das *ā* nicht echt sein, da im Urgermanischen kein *ā* (wenigstens in diesem Falle) vorhanden gewesen sein könne. Vielmehr liege in *Germānus* die volksetymologische Angleichung eines germ. Völkernamens an lat. Sprachgut vor. Dieser germ. Völkername habe **Ermănōs* gelautet. Kluge erschließt ihn aus dem bekannten Namen *Erminōnes* (= *Herminōnes*) und versucht, ihn lautlich zu rechtfertigen: neben **Erminō* stand **Erminus* und mit Ablaut des Mittelvokals **Ermanus*. Er stecke z. B. im Namen des Gotenkönigs *Ermanarīcus* „Germanenkönig"; auch in *irmindeot* des Hildebrandslieds Vers 13, das wie *Angelþeod* „Angelvolk" u. ähnl. eigentlich „Germanenvolk" bedeute. Ein germ. Volksname **Ermonōs* müsse also für die Urzeit angesetzt werden, der über Gallien seinen Weg ins Römerreich gefunden habe.

Kluges Erklärung berührt sich also mit der von Much vorgetragenen insoweit, als beide von demselben germ. Grundwort *irmin* „groß" ausgehen, wenn ihre Wege sich auch im Verlaufe der Darlegungen trennen.

Wenn die Römer einen germ. Völkernamen **Ermanus* durch Vermittlung der Gallier kennen gelernt hätten, so wäre er von ihnen vermutlich beibehalten worden. Denn eine lautliche und semantische Berührung mit *germānus* hätte so fern gelegen, daß sie im Ernstfall nicht in Betracht hätte kommen können. Die spätere Verknüpfung des Völkernamens und des lat. Adjektivs erfolgte wegen des absoluten Gleichklangs, der ja einen dazu neigenden Gelehrten der damaligen Zeit zu einer etymologischen Spielerei geradezu herausfordern mußte. Daß den Römern etwa eine Verherrlichung der germ. Rasse im Sinn gelegen sei, die sich in unbewußter Beeinflussung des Volknamens durch ein schmückendes Adjektiv kundgebe, ist eine ganz moderne Empfindungsweise, deren Übertragung auf das Altertum durch nichts gerechtfertigt erscheint.

Wir haben die in jüngster Zeit recht eifrige Kontroverse über Ursprung, Sinn und Gebrauch des Germanennamens so eingehend verfolgt, um den Boden zu bereiten für eine unbefangene, jeder rassentheoretischen Verstiegenheit abgeneigte Erklärung der dem Sinn nach keineswegs dunklen Stelle des Cap. 2 der Germania, wo von dem Germanennamen die Rede ist. Nachdem Tacitus irgend einer älteren schriftlichen Quelle (Posidonius oder Plinius der Ältere oder Livius usw., was nicht genau festgestellt werden kann und für unsere Zwecke belanglos ist) die Mitteilungen über alte Lieder, Theogonien und die Dreiteilung des Gesamtvolks der Germanen (in Ingaevonen, Herminonen und Istaevonen) entnommen hat, fügt er hinzu, daß andere Autoren („quidam"), wie das ja bei so alten Dingen erlaubt sei, noch mehrere dem Mannus entsprossene Götter (die er aber nicht nennt) und echte alte Völkernamen feststellen: Marser, Gambrivier, Sueben, Vandilier. Übrigens sei der Name „Germanen" jung und erst seit kurzem im Gebrauch — das kann Tacitus natürlich nur aus einer sehr alten Quelle entnommen haben, da er zu seiner Zeit mindestens 150 Jahre alt war —, weil die Stämme, die zuerst den Rhein überschritten,[1]) die Gallier (d. h. schon früher in Gallien ansässige keltische Stämme) vertrieben und jetzt Tungrer, damals aber Germanen hießen.[2]) So ist der Name eines Stammes, nicht eines Volkes nach und nach in Gebrauch gekommen, so daß alle (rechtsrheinischen Stämme) zuerst von dem Sieger (den Tungrern-Germanen), um Furcht zu erregen (d. h. bei den Galliern,[3]) bald aber von ihnen selbst mit dem

[1]) Das sind die vier belgischen Stämme, die Caesar im Buch II, Cap. 4 des Bellum Gallicum mit einem Gesamtnamen „Germani" nennt, die *Condrusi, Eburones, Caeroesi, Paemani*; dazu als fünfter Stamm die *Segni* nach Buch VI, Cap. 32. Es sind eben Kelten, die vorher auf der rechten Rheinseite wohnten, aber unter dem Druck germanischer (im jetzigen Sinne) Stämme auf die linke Rheinseite in das Gallierland gedrängt wurden, ganz wie im Süden die Helvetier (Tacitus, Germania, c. 28).

[2]) Der Name „Germanen" ist also ein älterer Name der Tungrer. An eine Keltisierung von vorher germanischen Stämmen brauchen wir nicht zu denken.

[3]) Sie sagten den benachbarten gallischen Stämmen, die einer älteren keltischen Einwanderungsschicht angehörten, etwa folgendes: Wir sind Germanen vom rechten Rheinufer, wo es noch mehr solcher tapferer Krieger

(von ihnen bei ihren Zusammentreffen mit den linksrheinischen Kelten) vorgefundenen Namen genannt wurden.[1])

Was uns Tacitus hier sagt, ist schon 150 Jahre vorher mit etwas andern Worten von Caesar, Bellum Gallicum, Buch IV, Cap. 4 den Römern erzählt worden. Er will es allerdings aus dem Munde der Gesandten der Remer, Iccius und Andecumborius, gehört haben. Aber das kann rhetorische Fassung sein; möglicherweise hat auch Caesar seine Darstellung einer älteren Quelle, vielleicht dem Posidonius entnommen, weil in der Erzählung der Gesandten der Remer auch von dem siegreichen Widerstand der Belger gegen die Kimbern und Teutonen die Rede ist und alle antiken Darstellungen dieser Kämpfe auf die Geschichte des Kimbern- und Teutonenkrieges des Posidonius zurückgehen.

Für jeden Klarblickenden ist demnach der Sachverhalt ganz einfach der, daß der Germanenname ursprünglich nur einem früher rechtsrheinischen,[2]) dann linksrheinischen Keltenstamm zukam, und später auf alle rechtsrheinischen Völker übertragen wurde, so wie wir unter „Russen“, dem Namen eines kleinen in Rußland eingedrungenen nordischen Warägerstammes, der Rjäsen, heute die gesamten russisch sprechenden Slaven verstehen. Solche Beispiele lassen sich aus allen Gegenden und Zeiten anführen. Die semitischen Babylonier und Assyrier sprachen noch immer von ihrem Reich von Sumer und Akkad, als längst keine Sumerer und Akkader noch ihre

gibt (vgl. die Verhältnisse zur Zeit des Ariovist bei Caesar, Bellum Gallicum I, speziell Cap. 37, 4).

[1]) Es ist uns allerdings kein Zeugnis dafür erhalten, daß die Germanen sich selbst so genannt hätten.

[2]) Die Keltenherrschaft auf dem rechten Ufer des Niederrheins wird durch sprachliche (die Flußnamen *Rhein*, gall. *Renos*, *Sieg* gall. *Sequana*, *Lippe* gall. *Lupia* usw. (s. Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, s. 69) und archäologische Gründe gestützt. Über die letzteren (allerdings zumeist strittiger Art) vgl. A. Kiekebusch, Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hünengräber des Niederrheins. Diss. Berlin. 1908. Dann die Besprechung von P. Höfer, Mannus 1, 314—318 und die Richtigstellung von C. Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit in dem Gebiet zwischen Sieg und Wuppermündung. Mannus 4, 187 ff. (Vom 5. Jhdt. n. Chr. an erfolgte die Einwanderung der Germanen an den Niederrhein) und Mannus 10, 97 ff.

Sprache mehr vorhanden waren; das Land Kana'an führte diesen Namen noch, als es lange schon von den nichtkana'anäischen Hebräern besetzt war. Die Deutschen nennen ihre romanischen Nachbarn (Italiener und Franzosen) „Welsche" nach dem keltischen Stamm der *Volcae*, obwohl die Romanen weder der Sprache noch der geographischen Lage noch mit den Volcae übereinstimmen, usw.[1])

Von einem Keltenstamm also, den anfangs rechtsrheinischen, spätestens um 100 v. Chr. aber auf das linke Rheinufer übergesiedelten Germanen, haben im ersten Jahrhundert v. Chr. die rechtsrheinischen Nachbarn der Gallier ihren Namen bei Kelten und Römern erhalten. Da der Name „Germanen" ursprünglich einem keltischen Stamm zukam, so ist anzunehmen, daß er keltischen Ursprungs ist. Dafür spricht vor allem das Suffix *-mani*, das sich zunächst bei dem Unterstamm der Germani, den *Pae-mani*, ferner in den Namen der *Co-mani* und *Ceno-mani* wiederfindet. Bei allen diesen Namen sind die ersten Kompositionsglieder *Ger-*, *Pae-*, *Co-*, *Ceno-* für uns gleich undeutbar. Man kann aber auch *Germ-ani* abtrennen und keltische Völkernamen wie *Ambi-ani* (gleichfalls in Belgien, der Name erhalten in *Amiens*) usw. zum Vergleich heranziehen. Dann bliebe ein Stamm *Germ-* übrig, der seinen Widerhall in dem Stadtnamen *Γέρμη* bei Pergamos (Ptolemaeus V, 2, 11) auf dem Siedlungsgebiet der kleinasiatischen Galater, ferner in *Germisara* in Dacien (fontes calidi CIL III, 1566) oder in *Γερμανία*, dem Geburtsort des Belisar an der thrakisch-illyrischen Küste, fände. Ob der Wortstamm *Germā*, wie schon P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache (1896), S. 231 (auf Tomaschek, Die Thraker II, 2, 88 gestützt) ausführte, mit ai. *gharmás*, griech. *θερμός*, lat. *formus* „warm" als thrakisch-phrygische Entsprechung urverwandt ist, kann dahingestellt bleiben. Aus dem Keltischen ist der Name *Germā* nicht zu erklären. Woher die keltischen Germanen ihren Namen bezogen haben, bleibt also dunkel, wie das bei fast allen Völkernamen älterer Zeit der Fall ist.

[1]) Diesen Sachverhalt hat O. Bremer, Ethnographie der deutschen Stämme (Pauls Grundriß der germ. Philologie III², S. 739 f.) ganz richtig erkannt.

Mit der keltischen Expansion scheint er übrigens weiter getragen worden zu sein, wenn er auch auf iberischem Sprachgebiet (Oretani, qui et Germani) auftaucht. Er ist bei den Kelten dann erloschen, um im Lateinischen weiterzuleben und von da auf gelehrtem Wege wieder in die europäischen Sprachen einzudringen. In den lebendigen Sprachgebrauch ist er freilich nur im Englischen gedrungen, da hier der Name der Deutschen (*Dutch*) auf die Holländer eingeengt und daher eine neue Benennung für die Reichsdeutschen nötig wurde. Die alten Germanen erhielten bei den Engländern ebenfalls auf gelehrtem Wege einen andern keltischen Namen beigelegt: *Teutons* = Teutonen, der übrigens auch sonst infolge seines Anklangs an die einheimische Benennung „Deutsche“ so gebraucht wird. Hier liegt nun einmal durch das Spiel des Zufalls auch etymologische Verwandtschaft vor. Habent sua fata nomina.

Der rein zufällige Gleichklang des keltischen Volksnamens *Germanus* und des lat. Adjektivs *germanus* hat seit Strabo immer wieder die Phantasie der Gelehrten fasziniert und zu etymologischen Spielereien veranlaßt. Diese Methode ist alt. Schon im Buch Josua Cap. 24 wird der Name der Hebräer (*ʿibrī*) etymologisch zu deuten versucht aus *ʿēber* „jenseits“, weil die Stammväter von „jenseits des Stromes“ (Euphrat) gekommen wären. Die Etymologie des Namens der Leleger durch Strabo als der „Zusammengelesenen“ haben wir schon oben erwähnt. Ganz an das Verhältnis von *Germanus* zum lat. Adjektiv *germanus* erinnert das Adjektiv *englisch*, das sowohl zu „England“ als zu „Engel“ gehören kann. Eine etymologische Gleichstellung der beiden gleichlautenden Adjektiva aber würde uns auch ohne sprachliche Kenntnisse, allein in Erinnerung an die trüben Zeiten, die wir durchgemacht haben und noch durchmachen werden, absurd erscheinen. Die Gleichstellung von *Germanus* und *germanus* ist es nicht minder.

II.

Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung.

Im Neophilologus, Bd. 1, S. 103—111 lehnt R. C. Boer meinen (Beiträge Bd. 36, 307 ff. und damit übereinstimmend in dieser Schrift vorgetragenen) Versuch einer Erklärung der

Lautverschiebung ab[1]) und gibt eine andere an deren Stelle, die er auch in seinem Oergermaansch Handboek, S. 116 ff. ebenso vorträgt. Schon der Titel seines Aufsatzes: Over den Samenhang der Klankverschiuvingen in de Germaansche Dialecten (Über den Zusammenhang der Lautverschiebungen in den germanischen Dialekten) zeigt den Weg, den Boer bei seinem Erklärungsversuch einschlägt: er sieht in der germ., ahd. und den von ihm angenommenen modernen Verschiebungen in germ. Sprachen die Wirkungen einer einheitlichen Tendenz, die in einer artikulatorischen Besonderheit des Germanischen begründet sei. Damit kehrt Boer im Prinzip zu der Anschauungsweise Grimms und Raumers zurück — wie er selbst eingesteht: die Überlieferung, die germ. und hd. Lautverschiebung von gemeinschaftlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten und die zweite wenigstens bis zu einem gewissen Grad als eine Wiederholung der ersten anzusehen, hat seit Grimm bestanden —, die man seit Braunes grundlegenden Untersuchungen im 1. Band seiner Beiträge für abgetan ansehen durfte. Boer nimmt also an, daß sich die Wirkungen der der Lautverschiebung zugrunde liegenden Tendenz des Germanischen nach langem Zwischenraum aufs Neue bemerkbar machen und in den heutigen skandinavischen Sprachen widerspiegeln soll. Auf diese Erscheinung habe man bisher weniger geachtet; der Konsonantismus des Skandinavischen, speziell des Dänischen zeige eine Reihe von Besonderheiten, die für die Beurteilung der urgerm. und hd. Lautverschiebung von größter Bedeutung seien. Die moderne skandinavische Lautverschiebung habe manche Übereinstimmungen mit der hochdeutschen gegenüber der urgermanischen: 1. ihr Verbreitungsgebiet sei beschränkter, 2. in der geographischen Ausbreitung der einzelnen Erscheinungen bestehen Verschiedenheiten, 3. ebenso bestehen solche in der Intensität der Verschiebung: einige Konsonanten seien nicht verschoben, einige nur unter bestimmten Bedingungen, einige regelmäßig; andere je nach der Stellung in verschiedenem Maße. Diese Konsonanten-

[1]) Vgl. dazu meine rein sachliche Entgegnung im Neophilologus, Bd. 2, 20—34 und die auffallenderweise gereizte Erwiderung durch J. J. A. A. Frantzen und R. C. Boer am gleichen Orte, S. 110—115.

verschiebungen in den skandinavischen Sprachen werden dann im einzelnen aufgezählt; besonderen Nachdruck legt Boer auf die Erscheinung, daß anlautende *p*, *t* (auch das aus *þ* entstandene *t*), *k* zu scharfen Aspiraten geworden sind; bei *t* gehe die Verschiebung in vielen Fällen bis zu *ts*, was man in der Kopenhagener Bühnenaussprache beobachten könne.

Was die affektierte Aussprache des anlautenden *t* betrifft, so beweist eine solche Einzelerscheinung wenig für den von Boer gewollten Zweck; nach Jespersen, Lehrbuch der Phonetik, S. 103 tritt der Hauch nämlich vor den hohen Vokalen (*i*, *y*, *u*) so deutlich hervor, daß *Tivoli* (der bekannte Vergnügungsort in Kopenhagen) von Fremden oft als *tsivoli* aufgefaßt wurde.[1]) Im übrigen stammt Boer's Gedanke von Jespersen her, der a. a. O. sagt: die Dänen sind sicher auf dem Wege zu einem ähnlichen Lautübergang wie die sog. zweite Lautverschiebung; im Dänischen haben wir im Anlaut bei *t* noch eine Aspirata, nicht wie im Deutschen eine Affrikata; bei *p* sind wir noch weiter davon entfernt und ebenso sind wir bei *k* noch ein größeres Stück von der Affrikata der südlichsten deutschen Dialekte entfernt.

Indes stehen die Skandinavier mit ihren aspirierten anlautenden Tenues nicht vereinzelt innerhalb der germ. Dialekte; auch die norddeutsche Aussprache kennt sie, wenn auch in geringerem Maße. Jespersen unterscheidet daher die „beblasenen“ Tenues des Dänischen von den „behauchten“ Tenues des Norddeutschen. Als Grund für den Unterschied gibt er an, das bei letzteren die Stimmbänder schneller wieder zur Verschlußstellung zurückkehren als bei jenen. Ob sich nun aus dieser aspirierten Tenuis in Zukunft eine Affrikata bezw. Spirans entwickeln wird, wissen wir nicht. Es kann ebenso gut eine Rückbildung zur einfachen Tenuis stattfinden, wenn

---

[1]) In der polemischen Behandlung der Frage in Erwiderung auf meine eignen Ausführungen Neophilologus 2, 20ff. behauptet J. J. A. A. Frantzen freilich (a. a. O. S. 111), die Aussprache des anlautenden *t* als *ts* sei „eine auf Grund langjährigen Studiums und sorgfältiger Beobachtung an Ort und Stelle unter Kontrolle dänischer Sachverständigen festgestellte Tatsache“. Ich halte mich an die Behauptung des hervorragenden Phonetikers, des gebürtigen und dauernd in seinem Heimatland wohnenden Dänen Jespersen.

der im Norddeutschen und besonders im Dänischen sehr stark expiratorische Akzent außer Gebrauch kommen sollte.

Als zweite Übereinstimmung zwischen germ., ahd. und neuerer nordischer Lautverschiebung führt Boer die Tatsache an, daß anlautende Medien und geminierte Medien im Wortinnern im Dänischen (nur hier) stimmlos geworden sind. Hören wir, was Jespersen darüber sagt (a. a. O. S. 107): die erste Klasse der Medien ist für den Ungeübten kaum von den reinen Tenues zu unterscheiden. Sie werden sicher ohne Stimme gesprochen. Die stimmlosen Medien sind am typischsten im Dänischen vertreten, kommen aber auch häufig genug im Deutschen vor, in norddeutscher Aussprache für *b, d, g*, namentlich nach stimmlosen Lauten.[1] Eine zweite Klasse umfaßt die halbstimmhaften Medien im Satzanlaut im Deutschen; hier gleiten die Stimmbänder von der offenen Stellung zur Stimmstellung, so daß die Stimmbänderschwingungen noch vor Öffnung des Mundverschlusses einsetzen. Reine Medien finden sich in Norddeutschland nur im Inlaut. Auch im Dänischen finden sie sich gelegentlich nach langen Vokalen.

Aus Jespersens Ausführungen geht hervor, daß die anlautenden Medien auf dem ganzen nordgermanischen Sprachgebiet entweder nur halb stimmhaft oder fast stimmlos sind verglichen mit den entsprechenden Lauten der romanischen oder slavischen Sprachen. Das süddeutsche Sprachgebiet kennt überhaupt keine stimmhaften Medien, auch nicht im Inlaut: es spricht überall nur Lenes, wie der Däne im Anlaut.

Es ist also ein wesentlicher Unterschied zu konstatieren zwischen den aus Medien „verschobenen“ ahd. Tenues: oberd.

[1] Nach einer privaten Mitteilung an den Verfasser scheint Jespersen jetzt etwas anderer Ansicht sein. „Die anlautenden dänischen Medien sind nicht stimmhaft — so viel ist sicher — wenn wir sie mit frz., engl., it. usw. *b, d, g* vergleichen. Sie sind aber auch nicht stimmlos, falls man darunter nur den großen Abstand zwischen den Stimmbändern versteht, den ich als (ε^1) bezeichne und den wir in *s, f* usw. finden. Deshalb meine ich, daß wir hier eine Klasse mit (ε^2) konstatieren müssen.“ Demnach sieht Jespersen jetzt die dänischen Medien als von den norddeutschen Medien nicht wesentlich verschieden an. Einen schwachen Stimmton haben beide, während die süddeutschen Lenes ganz stimmlos sind.

purc, mfr. *burg*; oberd. *tac*, mfr. *dac*; oberd. *kast*, später und mfr. *gast*, und den aus Medien entstandenen Lenes des Dänischen, die sich lediglich durch Verlust des Stimmtons von stimmhaften Medien unterscheiden, aber nicht bis zu Fortes vorgeschritten sind wie im sog. Strengalthochdeutschen. In der Artikulationsstärke aber liegt der wesentliche Unterschied zwischen Tenues und Media begründet, nicht nur, wie allerdings zumeist irrtümlich angenommen wird, in dem durchaus accessorischen und nur akustischen Phänomen des Stimmtons (vgl. M. Leky, Grundlagen einer allgemeinen Phonetik, Köln, 1917, S. 14 ff).

Die eigenartige Entwicklung inlautender Tenues im Dänischen, die zuerst stimmhaft und dann mit den Medien zusammen zu tönenden Spiranten werden, um endlich (wenigstens in der Kopenhagener Aussprache) fast ganz zu schwinden, steht in einem ausgesprochenen Gegensatz zur Entwicklung der urgerm. Medien bezw. Spiranten im Althochdeutschen, die zu Fortes werden. Nirgends überhaupt zeigt sich im Oberdeutschen die Tendenz, neue stimmhafte Laute zu erzeugen, wie das auf niederdeutschem (man denke an die stimmhaft gewordenen anlautenden *s* = *z* im Niederländischen) und dänischem Sprachgebiet der Fall ist. Dieser fundamentale Unterschied zwischen Hoch- und Niederdeutsch kommt bei Boer nicht zur Geltung. Das Dänische hat freilich anlautende Medien und inlautende geminierte Medien den Stimmton verlieren lassen, es besitzt stark aspirierte anlautende Tenues; aber andererseits hat der Stimmton im Wortinnern sein Gebiet erweitert; das Dänische hat ihn also nicht etwa ganz eingebüßt, wie das im Oberdeutschen zu beobachten ist. Die schlaffere Funktion der Stimmbänder tritt im Dänischen demnach nur im Wortanlaut in die Erscheinung, nicht auch im Wortinnern wie im Oberdeutschen. Wäre das Auseinanderklaffen der Stimmbänder die Ursache der neueren Verschiebungen des Dänischen, wie Boer in seinem Aufsatz angibt, so müßte man sich doch fragen, warum die Wirkung nur an einer bestimmten Stelle, im Wortanlaut zumeist, und nicht überall zu Tage tritt, wie im Oberdeutschen. Er ist nämlich der Ansicht, daß der größere Abstand der Stimmbänder die primäre Erscheinung ist, durch den ein größerer Zustrom von

Luft in die Mundhöhle eintrete, was den Luftdruck verstärke. Der starke Luftdruck könne entweder die Mundartikulation verstärken, sodaß die Media zur Tenuis würde — was im Dänischen noch nicht ganz der Fall ist — oder, wenn die Spannung dieselbe bleibt und alsdann der Verschluß geöffnet wird, erhält man an Stelle der Tenuis erst Aspirata, dann Spirans.

Diese Erklärung wäre an und für sich plausibel, wenn Boer sie ausschließlich auf das Hochdeutsche anwenden wollte. Da treten die Auswirkungen der Erschlaffung der Stimmbänder für den Konsonantenbestand an jeder Stelle des Wortes sowohl für Tenuis wie für Media zutage, und der Stimmton geht ganz verloren. Zu erklären bliebe nur, wieso gerade die nach Oberdeutschland einrückenden Germanen zum zweitenmal zur Erschlaffung der Stimmbänder gekommen sind. Denn der expiratorische Akzent des Germanischen, den Boer dafür verantwortlich machen will,[1]) ist doch in allen germ. Dialekten vorhanden gewesen, ohne in ihnen die Wirkungen wie im Hochdeutschen zu zeitigen. Boer sieht auch ein, daß der Starkton allein nicht genügt, um die Erscheinungen der ersten Lautverschiebung restlos zu erklären. Er läßt daher den musikalischen Ton des Indogermanischen noch in Aktion treten. Infolge des stark expiratorischen Akzents im Germanischen — wie er dazu kommt, den musikalischen Akzent zu verdrängen, wird erst später untersucht — sei der musikalische Akzent verwahrlost worden. Die Stimmbänder würden wohl noch bei den Vokalen und stimmhaften Konsonanten gespannt; aber auf diese Spannung wird geringere Sorgfalt verwendet wie früher, als sie noch für die Wort- und Sinnbetonung von Wert war. Die Beibehaltung des musikalischen Akzents erkläre Verners Gesetz. Der Stimmton des folgenden Vokals teile sich dem vorangehenden Konsonanten mit, indem die Spannung der Stimmbänder schon vor der Artikulation des Vokals eintrete. Dieser idg. musikalische Akzent sei übrigen im Germanischen nicht ausgestorben, sondern lebe im Hochton der schwedischen Endsilben fort.

[1]) S. 109, Zeile 15/16 v. o. seines Aufsatzes. Mir ist unverständlich, wie Frantzen in seiner Richtigstellung dazu kommt, diese Ansicht Boers abzuleugnen und meine Annahme als ein Mißverständnis hinzustellen.

Gegen diese Erklärung des grammatischen Wechsels habe ich nichts einzuwenden, zumal sie sich mit meiner eignen Ansicht über das Fortleben des idg. Akzents im Urgermanischen oder dessen Vorstufe deckt (s. o. S. 47, wo unter idg. Akzent der Hochton gemeint ist). Zum Schluß betont Boer noch, daß man die germ. Stammbetonung nicht als einfache Akzentverschiebung auffassen dürfe. Wenn ein expiratorischer Akzent aufkommt, so hat er die Neigung, die erste Silbe zu wählen, da er auf einem Überschuß von Energie beruht, die beim Sprechen eines Wortes aus einer Gruppe Wörter verbraucht wird. Kennzeichnend für das Germanische ist nur das starke Hervortreten einer solchen Anfangsbetonung, deren Aufkommen wahrscheinlich schon in die idg. Zeit reicht. Für diese Annahme haben wir indes keinen Beweis. Das Indogermanische muß einmal in einer weiter zurückliegenden Epoche seines Sprachlebens einen expiratorischen Akzent gehabt haben, der aber nicht an die erste Silbe gebunden, sondern frei beweglich war. Denn nur durch diese Annahme können wir die Erscheinungen des Ablauts erklären. Aber die ältesten der uns erhaltenen idg. Sprachen, das Altindische und Griechische, haben keinen expiratorischen, sondern einen musikalischen Wortakzent gehabt, dessen vielfach übereinstimmende Lage auf Ererbung aus idg. Zeit weist. Daß das Indogermanische ferner einen doppelten Silbenakzent (geschleift und gestoßen) besaß, der auch auf musikalischer Grundlage beruhte, wird durch Übereinstimmungen zwischen Griechisch und Litauisch erwiesen. Es läßt sich also mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln der Sprachforschung nicht erweisen, daß der germanische starktonige Anfangsakzent aus idg. Zeit ererbt ist, so wenig wie wir beweisen können, daß der musikalische Akzent im heutigen Schwedisch oder in gewissen rheinischen Mundarten eine direkte Fortsetzung des idg. musikalischen Worttons ist. In beiden Fällen klaffen Lücken in der Überlieferung, die wir nicht ausfüllen können.

Ich muß mich demnach gegen Boers Erklärungsversuch der germanischen Lautverschiebung aus einer einheitlichen, von der vorgeschichtlichen Zeit bis heute wirkenden Artikulationseigenheit des Germanischen ablehnend verhalten. Wenn die Erschlaffung der Stimmbänder und der stärkere Luftdruck im

Mundraum tatsächlich die Ursache der Lautverschiebungen wären, so müßte man 1. ihre Wirkungen an allen Stellen des Wortes und 2. einheitliche Wirkungen bemerken. Beides ist nicht der Fall. Sowohl das Urgermanische wie das Dänische kennen ja stimmhafte Laute, was bei einem Versagen der Stimmbänderartikulation nicht denkbar wäre, und die Verschiebungsvorgänge im Urgermanischen, Hochdeutschen und in modernen germ. Sprachen sind ganz verschiedene. Als gemeinsame Erscheinung bleibt nur die Tatsache bestehen, daß zu drei zeitlich getrennten Perioden und auf mehreren räumlich getrennten Gebieten Veränderungen des Konsonantenbestandes in den germ. Sprachen erfolgt sind. Die beiden ersten Verschiebungen weisen manche Übereinstimmungen auf, die mich zu ihrer Erklärung aus der gleichen Ursache, einer Sprachübertragung, bewogen haben. Die modernen Konsonantenmodifikationen speziell des Dänischen sind noch so weit von dem Endergebnis der früheren Verschiebungen entfernt, daß ich es für unmöglich halte, die beiden zu kombinieren. Wenn Boers Erklärungsversuch auf das Dänische eingeschränkt wird, so kann man ihm unbedenklich zustimmen und die hier zu beobachtenden Sprachveränderungen auf eine dem eigensten Wesen der Sprache, der Affektsteigerung oder -verminderung, zuzuweisende Ursache zurückführen.

Der hochdeutschen Lautverschiebung allein hat vor einigen Jahren (1915) Fr. Kauffmann in der Zeitschsift für deutsche Philologie, Bd. 46, S. 333—393 eine gründliche Untersuchung gewidmet, in der er ebenfalls der Sprachübertragung eine Rolle zuweist, wenn er in ihr auch nicht die alleinige Ursache der Konsonantenverschiebungen erblicken will. Vor allem sucht er sie in den großen Erlebnissen der Völkerwanderungszeit und dem Vorgang der Kolonisation stammfremder Gebiete durch die Germanen; die ahd. Sprachform ist der „Kolonialstil" unserer Muttersprache. Das Gotische, Angelsächsische, Nordgermanische haben einen solchen „Völkerwanderungsstil" gleichfalls ausgebildet. Die Westgermanen haben im wesentlichen nur romanische Einflüsse erlitten, wofür die niederfränkischen altdeutschen Gespräche ein Beispiel bieten. Bei der ahd. Konsonantenverschiebung sind zwei Haupttakte scharf auseinander zu halten: die gemeinhochdeutsche Tenuisver-

schiebung und die oberdeutsche Medienverschiebung. Jene, speziell die Verschiebung von *t-* < *z-* und der inlautenden *t, p, k* ist die älteste, die vielleicht bis ins 1. Jhdt. n. Chr. zurückreicht. Kauffmann hält einen Einfluß der früheren keltischen Bevölkerung auf die suebischen Germanen Mitteldeutschlands nicht für ausgeschlossen,[1] wie er auch in der speziell oberdeutschen Entwicklung des *k* < *kch* (*ch*) rätormanischen Einfluß erkennt. Die Medienverschiebung, die auch im Langobardischen auftritt, führt Kauffmann auf den Einfluß des Romanischen zurück, das zu jener Zeit die dem Germanischen fremden stimmlosen Medien besessen habe. Die einwandernden Germanen hätten sie als „elegantere Laute“ nachgeahmt. Diese Verschiebung sei im 5.—6. Jhdt. eingetreten und bei den Oberdeutschen als partielle Romanisierung aufzufassen, während bei den Langobarden völlige Romanisierung erfolgte.

Kauffmanns Erklärung der Erscheinungen der hd. Lautverschiebung, gegen die ich im Einzelnen manche Bedenken habe, deckt sich in der Hauptsache mit der von mir vertretenen Anschauung, nach der die hd. Lautverschiebung durch die Vermischung der nach Oberdeutschland vorrückenden Germanen mit der bodenständigen Bevölkerung veranlaßt worden ist. Daß aber z. B. die ahd. Tenuisverschiebung, bloß weil sie ein größeres Gebiet umfaßt, deshalb älter sein muß als die Medienverschiebung, vermag ich nicht einzusehen. Auf md. Gebiet ist jene ebenfalls nur unvollkommen durchgeführt, wenn es rheinfr. *puzzi* „Pfütze“, *palinza* „Pfalz“, *plegan* „pflegen“, *henpen* „lahmen“ (s. Wörterbuch zum Wormser Stadtrecht hgg. von Kohler und Koehne) heißt. Ob sie ferner unter dem Einfluß der Keltischen zustande kam, ist nicht zu beweisen, da die Aspiration der Tenues wohl im Altirischen (*athir* „Vater“ aus idg. **pătēr*, *ōech* „Feind“ aus idg. **poikos* = ae. *fāh*) vorliegt, aber für das Kontinentalkeltische nicht zu gelten scheint, da die von Römern oder Griechen überlieferten keltischen Namenformen keine Aspiration der Tenues enthalten: *Tarodunum* „Zarten“, *Caturiges, Bituriges, Τεύτονες, Κίμβροι* usw.

[1]) Ebenso J. van Ginneken, Grondbeginselen der psychologischen Taalwetenschap, Bd. 2, 420 ff. Auch er glaubt, daß die germanische Lautverschiebung auf keltischen Einfluß zurückgeht.

Vorläufig sind die Einzelheiten bei den hd. Verschiebungen noch nicht restlos aufzuklären und es ist zu bezweifeln, ob es jemals der Fall sein wird, da ihre Anfänge in eine noch literaturlose Zeit hinaufragen. Aber im Prinzip scheint doch bei vielen Gelehrten Einigkeit darüber zu bestehen, daß ihr Anstoß in der Vermischung der vordringenden Germanen mit stammfremden Elementen zu suchen ist. Da wir gleichartige Erscheinungen an vielen Stellen der Erde beobachten können, so liegt der Schluß nahe, daß auch die erste germ. Lautverschiebung der gleichen Ursache zu verdanken ist. Damit wird aber keineswegs die Möglichkeit, ja sogar die Sicherheit spontanen Lautwandels innerhalb der germ. Mundarten ausgeschlossen. Die Vorgänge im Sprachleben sind eben meist weit komplizierter, als es der Forschung, die nach einfachen Formeln der Erklärung strebt, erwünscht sein kann. Die Gesetze des Lautwandels sind keine Naturgesetze rein mechanischer Art, sondern eine Kombination mechanischer und psychischer Vorgänge, die eine exakte Formulierung in vielen Fällen nicht ermöglicht. Die Lautverschiebung fällt auch unter die Kategorie des Sprachwandels, in der diese beiden Faktoren zu berücksichtigen und zur Erklärung heranzuziehen sind.

III.

Die Urheimatfrage und die Tocharer.

Diese Schrift hat, wie in der Einleitung angegeben wird, im wesentlichen die Aufgabe, die Hypothese vom nordeuropäischen Ausgangspunkt der Indogermanenbewegung zu widerlegen. Dazu gehörte auch der Nachweis, daß wir in der geschichtlichen Überlieferung keinerlei Handhabe finden, um die Rassenzugehörigkeit des Urvolks zu bestimmen. Ob seine Angehörigen blondhaarig und blauäugig waren, können wir nicht wissen. Wäre es aber selbst der Fall gewesen, so könnte aus diesem Umstand noch nicht der Schluß gezogen werden, daß die Indogermanen mit den Germanen ursprünglich identisch gewesen sein müßten, weil auch außerhalb Nord-

europas blondhaarige und blauäugige Menschen, allerdings nicht immer dolichokephale, zu finden sind. Dabei wurde erwähnt, daß es auch hellfarbige Semiten gäbe, wofür die Darstellungen auf ägyptischen Denkmälern als Beweis herangezogen wurden. Diese Annahme, die sich auf ältere Angaben und die mündliche Äußerung eines Ägyptologen stützte, ist aber zu modifizieren, wie mir der leider zu Anfang des Krieges gefallene Dr. Max Burchardt alsbald mitteilte. Er schrieb mir damals (am 5. Juni 1914) darüber folgendes: „Ich arbeite seit Jahren an einer Kulturgeschichte der Semiten nach ägyptischen Quellen. Die alten Publikationen von Champollion, Rosellini, sogar einmal die von Lepsius zeigen Semiten mit blauen Augen. Ich habe während meiner Arbeit im vergangenen Winter gerade auf diese Erscheinung mein Augenmerk gelenkt und festgestellt, daß alle diese blauäugigen Semiten, soweit ich die Originale noch erhalten fand, auf Irrtümern der alten Zeichner beruhen. Die Augen sind hellbraun bis schwarzbraun. Ein einziges Mal habe ich in einer zuverlässigen Quelle (einem von Dr. Alan Gardiner in Gurna entdeckten Grabe) einen Semiten mit grauen Augen gesehen. Dann sind im Grabe Ramses III. — soweit mir bekannt nicht farbig veröffentlicht — die Semiten in der Darstellung der Menschenrassen blauäugig dargestellt. Diese Darstellung ist aber als Quelle nicht so hoch einzuschätzen, da es sich nicht um eine historische, sondern religiöse Darstellung handelt. Blauäugig dagegen sind zumeist die Libyer, wenn auch unter ihnen die braunen Augen recht häufig erscheinen. Ebenso sind die Haare der Semiten nie blond, sondern stets schwarz bis dunkelbraun, ebenso der Bart. Der Bart hat zuweilen einen Stich ins Rötliche. Das Märchen vom blonden Semiten geht auf ungenaue Beobachtung zurück. Viele ägyptische Maler untermalen nämlich das Schwarz mit Gelb. Dieses Gelb läßt aber die darauf liegende Farbe leicht abblättern. Und wenn in irgend einem Grabe Semiten mit gelbblonden oder aschblonden Haaren vorhanden sind, so findet sich in den Malereien des ganzen Grabes kein gut erhaltenes Schwarz! Sogar die Ägypter sind dann blond! Anders liegt wieder die Sache bei den Libyern: hier haben wir blonde und schwarze Haare nebeneinander.“

Die Annahme hellfarbiger Semiten — F. von Luschan hat z. B. früher die Amoriter zu den blonden und blauäugigen Völkern idg. Ursprungs zählen wollen,[1]) steht aber heute seiner damaligen Aufstellung sehr skeptisch gegenüber — ist also aufzugeben. Wohl aber werden die Lybier auf ägyptischen Denkmälern z. T. als blond und blauäugig dargestellt, wie noch heute viele Berber diese Eigenschaften aufweisen. Daraus aber einen Schluß auf ihre indogerm. Herkunft zu ziehen, ist ganz unmöglich; denn nach Nordafrika sind indogerm. Völker in so früher Zeit nicht gekommen.

Ebensowenig beweisen die helläugigen und rothaarigen Typen auf den turkestanischen Wandgemälden an sich die indogermanische Herkunft der Tocharer. Denn neuere Forschungen lassen uns einen tieferen Einblick in die ethnographische Struktur dieses rätselhaften Volkes tun, als es bei der Abfassung meines Buches „Kultur, Herkunft und Ausbreitung der Indogermanen“ (1913) möglich war.

Wenn die Annahme von F. W. K. Müller, der nach einer Notiz in einem uigurischen (= alttürkischen) Kolophon die neuaufgefundene idg. Sprache das „Tocharische“ nannte,[2]) zu Recht besteht, so liegt die älteste Erwähnung des Tocharervolkes bei Strabo, Buch XI, Cap. 8, p. 511 (ed. Meineke, Bd. 2, S. 718) vor. Er sagt hier: *Μάλιστα δὲ γνώριμοι γεγόνασι τῶν νομάδων οἱ τοὺς Ἕλληνας ἀφελόμενοι τὴν Βακτριανήν, Ἄσιοι καὶ Παράσιοι καὶ Τόχαροι καὶ Σαράκαυλοι, ὁρμηθέντες ἀπὸ τῆς περαίας τοῦ Ἰαξάρτου τῆς κατὰ Σάκας καὶ Σογδιανούς, ἣν κατεῖχον Σάκαι.* Ergänzt wird diese Erwähnung der Tocharer durch diejenige in den Prologi des Justinus zu den Historiae Philippicae des Trogus Pompejus lib. 41 (ed. Jeep): *Scythicae gentes Saraucae et Asiani Bactra occupavere et*

[1]) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bd. 23 (1892), S. 94 ff.

[2]) Beitrag zur genaueren Bestimmung der unbekannten Sprachen Mittelasiens. Sitz.-Ber. Berl. Ak. 1907, 958 ff. — Dagegen A. von Staël-Holstein, Bull. Ac. de St. Pétersbourg, 1908, 1367 ff. und 1909, 479 ff.; Sten-Konow, Thomsen Festschrift 1912 96 ff. E. Smith, Videnskabs-Selskabets Skrifter II. Hist.-Filos. Klasse 1910, No. 5, Kristiania 1911. S. Lévi, Journal Asiatique 1913, 311 ff. — Von F. W. K. Müller wird der Name „Tocharisch“ aufs neue verteidigt in: Maitrisimit und „Tocharisch“. Sitz.-Ber. Berl. Ak. 1916, 395 ff. u. Toχrï und Kuišan (Küšän) ebenda 1918, 566 ff.

Sogdianos und lib. 42: *additae his res Scythicae reges Thogarorum Asiani interitusque Saraucarum.* Der Name der Tocharer kommt außerdem noch bei andern lateinischen und griechischen Schriftstellern wie Plinius, Ptolemaeus, Ammianus Marcellinus usw. in wechselnder Lautform vor: *Τόχαροι, Τάχαροι, Τάροχοι,* Tochari, Tocari, Thogari(i), Thorii, Thocari. Auf dem Denkmal in Si-an-fu heißt ihr Land T[a]χvr[i]st[â]n und auf einer manichäischen Miniatur: [ča] ḥâr toγristâ[n] „die vier Tochāristān“.[1]) Die Chinesen kennen sie als Tʿu-huo-lo, die Inder als Tukhārās.

Herodot, der andere skythische Völker wie die Massageten (I, 201) kennt und bemerkt, daß die Perser die Skythen „Saken“ nennen (VII, 64), erwähnt die Tocharer noch nicht. Sie sind also erst nach seiner Zeit in den Gesichtskreis der Griechen getreten. Das kann aus zwei Gründen der Fall sein: einmal besteht die Möglichkeit, daß der Name erst später aufgekommen ist und das Volk vorher einen andern führte; andererseits können die Tocharer früher mehr östlich gewohnt haben.

Eine Rolle in der Geschichte der griechischen Diadochenreiche der Außenzone zu spielen, beginnen die Tocharer erst mit Phraates II. von Parthien, der etwa 130 v. Chr. die Nomaden aus Sogdiana gegen Antiochus VII. Sidetes von Syrien zu Hilfe rief. Die Skythen kamen auch, gerieten aber mit Phraates bald in Zerwürfnisse; es kam zu einer Schlacht, in der Phraates getötet wurde. Sein Nachfolger Artabanus setzte den Kampf gegen die Tocharer fort, wurde in einem Treffen am Arm verwundet und starb an seiner Wunde. Ihm folgte sein Sohn Mithridates II., der Große.[2]) Strabo weiß uns hierzu ergänzend zu berichten, daß skythische Nomadenvölker, darunter auch die Tocharer, das griechisch-baktrische Reich überrannt hätten. Er läßt sie vom jenseitigen Ufer des Jaxartes, aus dem heutigen russischen Turkestan herkommen. Damit hören unsere Nachrichten über das Nomadenvolk auf. Aus den Mitteilungen der römischen und griechischen Autoren geht nichts über ihr Aussehen, ihre Sprache, ihre

[1]) Nach F. W. K. **Müller** a. a. O., S. 577.

[2]) Justinus zu Trogus Pompejus, Buch 42, 2—5.

Verwandtschaft zu andern den Alten bekannten Völkern hervor.

Sehen wir zu, ob wir mit Hilfe anderer Quellen etwas weiter kommen. Es kann sich im wesentlichen nur um die älteren chinesischen Annalenwerke aus der Zeit der Han-Dynastie (von 206 v. Chr. an) handeln, von denen einige seit längerer Zeit schon in Übersetzungen (wenigstens teilweise) bekannt und eines (Ši-ki-Annalen) neuerdings von Ed. Chavannes wiederum kritisch bearbeitet und ins Französische übersetzt worden ist (von 130 Capiteln allerdings nur 47 im ganzen). Eine Zusammenstellung der Ergebnisse aller dieser Forschungen hat O. Franke gegeben.[1]) Die für unsere Zwecke in Betracht kommende Stelle (Ši-ki Cap. 123) lautet (nach der Übersetzung F. W. K. Müllers):

[Der Hiung-nu[2])-Fürst Moduk (Maktur nach F. W. K. Müller) teilt zum Jahre 176 v. Chr. dem Kaiser von China mit, daß er die Jüe-tši vernichtet und ausserdem die Lu-lan, Wu-sun nnd Hu-kïe unterworfen habe.] „Als der Hunnenfürst Lau-šang den König der Jüe-tši getötet hatte, nahm er dessen Schädel und machte daraus ein Trinkgeschirr. Anfänglich wohnten die Jüe-tši zwischen Tun-huang und dem K'i-liengebirge. Nachdem sie von den Hiung-nu geschlagen waren, zogen sie weit fort jenseits Ferghāna. Im Westen schlugen sie die Tai-hia [*Dai-ha = Baktrer, gr. *Δάαι*, lat. Dahae?, s. darüber auch weiter unten] und machten sie sich untertan. Darauf wohnten sie im Norden des Oxusflusses und errichteten dort ihr Hoflager. Ein Rest von ihnen, gering an Zahl, der nicht fortziehen konnte, behauptete das Gebiet der K'iang im Südgebirge und wurde die kleinen Jüe-tši genannt."

Erstere werden in chinesischen Quellen als Ta-Jüe-tši, letzere als Siao-Jüe-tši = kleinen Jüe-tši bezeichnet. Diese wohnten in den Südbergen von Tun-huang bis zum Pamir

[1]) Zur Kenntnis der Türkvölker und Skythen Zentralasiens. Abh. Berl. Ak. d. Wiss. 1904. Dazu F. W. K. Müller, Toχrï und Kuišan (Küšän). Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1918, S. 566 ff.

[2]) Schon von Deguignes mit den Hunnen identifiziert. Die Gleichsetzung wird nach anfänglichem Zaudern von J. Charpentier, Die ethnographische Stellung der Tocharer. Zs. d. dtsch. morgenländ. Gesellsch. 71, S. 355 gebilligt.

zusammen mit tibetanischen Stämmen. Jene hatten im 2. Jhdt. v. Chr. auf den Trümmern des griechisch-baktrischen Reiches eine neue Herrschaft begründet und eroberten später Indien. Es sind die Indoskythen der klassischen Autoren (vgl. die oben zitierte Strabostelle). So erhalten wir den Anschluß an die Tocharer, die man jetzt zumeist mit den Jüe-tši identifiziert, wenn der Beweis auch nicht lückenlos erbracht ist. Darüber noch weiter unten.

Wir hören in den chinesischen Quellen also von einer Völkerbewegung in Innerasien zwischen 175—128 v. Chr., die von den Hiung-nu nördlich der großen Mauer ausgeht und sich bis nach der Umgebung von Balkh und Kabul erstreckt. Noch ein anderes Volk wird in diesem Zusammenhang erwähnt, das auch eine Rolle in der Indogermanenfrage gespielt hat. Es sind dies die Wusun der chinesischen Han-Annalen, die ebenfalls von den Hiung-nu (Hunnen?) unterworfen, aber nicht vernichtet wurden. Sie wohnten im 4. Jhdt. v. Chr. in Kua-tšu, also an den Nordwestausläufern des Nan-šan. Später wohnten sie mit den Jüe-tši zusammen zwischen dem K'i-lien-gebirge im Osten und Tun-huang (West-Kansu) im Westen. Die Jüe-tši griffen aber die Wusun an und nahmen ihnen ihr Land, so daß sie zu den Hiung-nu flüchten mußten. Später kehrten sie zurück (zwischen 176—160 v. Chr.) und besiegten ihrerseits die Jüe-tši, die zum Teil nach Westen fortzogen. Im chinesischen Ts'ien-Han-šu-Geschichtswerk, Cap. 96 b, F. 1^r wird das Aussehen der Wusun folendermaßen geschildert: Sie sind von allen Barbaren (*Jung*) der westlichen Gebiete ihrer Gestalt nach völlig verschieden. Die heutigen *Hu* (d. h. die Bewohner von Turkestan, die Iranier, Inder usw.) mit grünlichen [auch blaßblau, griech. *γλαυκός*] Augen, roten Bärten und der affenartigen Erscheinung gehören ursprünglich zu jener (der Wusun-) Rasse. — Aus diesen ziemlich unbestimmten Angaben hat zuerst Klaproth[1]) die Hypothese von der indogermanischen Herkunft der Wusun geprägt, die noch J. Charpentier[2]) mit den Alanen und deren älteren Bezeichnung

[1]) Tableau historique de l'Asie (1826), 163 ff.

[2]) a. a. O., S. 364 f.

Ἄσιοι, Asiani (urspr. *Oss-*. *Ass-* mit irgendeiner Endung)[1]) als identisch ansieht und sich dabei auf die Mitteilung des Ammianus Marcellinus von den gelben Haaren der Alanenfürsten stützt. Aber blonde Haare und blaue Augen sind an sich kein Beweis für indogermanische Abkunft, wie man überhaupt keinen Konnex zwischen Sprache und Rasse annehmen kann. Es gibt auch Türken mit blauen Augen auf den Wandbildern aus dem Kloster Bäzäklik bei Murtaq in der Oase von Turfan, wie man sich in der Ausstellung des Berliner Museums für Völkerkunde überzeugen kann. Gegenüber den Chinesen mit tiefdunklen Augen und schwarzen Haaren betrachten die Türken ihren helleren Typus als charakteristisch für ihre Rasse. Der hellfarbige Typus ist überhaupt nicht auf einen bestimmten Sprachzweig beschränkt, sondern ein Kennzeichen der in Nordeuropa und im vorderen nördlichen Asien wohnenden Völker (Slaven, Finnen usw.). Er ist ein Domestikationstypus, eine durch Pigmentarmut bewirkte konstitutionelle Abartung der Menschheit. Der Ursprung dieser blonden Rasse kann aber aus geologischen und archäologischen Gründen nicht in Norddeutschland oder Schweden gesucht werden, da die Zeitspanne für dia Entwicklung dieses Typus hier viel zu gering ist. Seine Herkunft ist vorläufig noch in Dunkel gehüllt.[2])

Man sollte also endlich aufhören, jedes Volk, das von alten oder neueren Schriftstellern als blond und blauäugig geschildert oder in Abbildungen so dargestellt wird, ohne weiteres dem indogerm. Sprachstamm zuzurechnen. Gewiß wird er schon früh hellfarbige Völker umfaßt haben, da sich sein Ausbreitungsgebiet vornehmlich über ihre Verbreitungszone erstreckt; wo es diese verlassen hat, sind die indogerm. Sprachen redenden Völker eben nicht hellfarbig (Spanier, Italiener, Griechen, Inder, Perser).

Aus der Angabe der chinesischen Quellen über das Aussehen der Wusun, die offensichtlich noch karrikiert sind

[1]) Vgl. die von den Alanen abstammenden Osseten im Kaukasus, die sich selbst aber anders nennen.

[2]) Jens Paulsen. Korrespondenzbl. d. dtsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 49, 12 ff., wo ältere Literatur über diese Frage verzeichnet ist.

(„affenartige Erscheinung“), läßt sich also über ihre sprachliche Zugehörigkeit nichts entnehmen. Wir können sie daher für die uns hier beschäftigende Frage außer Spiel lassen[1]) und uns auf die Jüe-tši (= Tocharer nach allgemeiner Annahme) beschränken.

Die beiden chinesischen Schriftzeichen 月氏, die in der heutigen Pekinger Mundart Jüe-tši lauten, sind von O. Franke (Abh. Berliner Ak. 1904) auf ihre ältere Aussprache hin geprüft worden. Er kommt schließlich S. 23 f.) zum Ergebnis, daß sie früher *ngüt-tši* gesprochen wurden (vgl. jap. *getsu, gwatsu*), und findet darin einen den „Getae“ der Römer entsprechenden Volksnamen allgemeiner Bedeutung wie Skythen. Aber F. W. K. Müller macht (a. a. O. S. 567) darauf aufmerksam, daß die Geten im heutigen Rumänien und Siebenbürgen doch kaum in Betracht kommen dürften, ebensowenig die Massageten, die schon im 5. Jhdt. v. Chr. erwähnt werden, während die Ta Jüe-tši erst viel später im Westen auftauchen. Auch A. von Staël-Holstein[2]) gehe fehl, wenn er sie mit den Kuši identifizierte, während J. Charpentier[3]), der (mit Hilfe von Karlgren) eine älteste Form *ngwiet* oder *ngüet* rekonstruierte, der Wahrheit näher komme (vgl. koreanisch *ńuål, ńuår,* anamitisch *ńoat, ńüet, ńoet*). Freilich reicht diese Rekonstruktion nur bis in die Tang-Zeit (600—900 n. Chr.) zurück; die Aussprache zur Han-Zeit sei noch zu ermitteln. F. W. K. Müller erschließt vorläufig einen Lautwert wie etwa *(ng)uər, (ng)uət* + *ši.* Auch J. Marquart[4]) denkt an eine ältere Aussprache *goat-si* (darüber weiter unten).

Nun ist E. Sieg im vorigen Jahre ein neuer, bedeutsamer Fund geglückt. In der Akademieabhandlung: Ein ein-

[1]) Sie zogen später in die Tʻien-šan-Gebiete (heute Uruntsi), die sich westlich bis zum See Issi-kül erstrecken, nördlich von der dsungarischen Wüste, südlich von Kutša begrenzt werden. Nach 437 n. Chr. verschwinden sie aus dem Gesichtskreis der Chinesen (Franke, Abh. Berl. Ak. 1904, S. 21).

[2]) Sitzungsber. Berl. Ak. 1904, S. 650.

[3]) Zs. d. dtsch. morgenländ. Gesellsch. 71, 375.

[4]) Ērānšahr nach der Geographie der Ps. Moses Xorenači. Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Philolol.-Histor. Klasse. N. F. III, Nr. 2 (1901), S. 206 und in einer brieflichen Mitteilung an den Verf. dieser Schrift vom 25. März 1919.

heimischer Name für Toχrï[1]) bemerkt er, daß die Uiguren zwar die tocharische Sprache (speziell den Dialekt A) als toχrï-Sprache bezeichneten, daß damit aber nichts darüber ausgesagt sei, ob die Bewohner des Landes sich selbst bezw. ihre Sprache auch so genannt haben. Sieg weist darauf hin daß in Resten von Einleitungs- und Schlußstrophen der Übersetzung eines Sanskrit-Kāvya der Übersetzer sagt, er habe vor, den Text: *ārśi k̲a̲ntwā ritwässi* „in die Ārśi-Zunge zu übersetzen“ und es sei: *ṣñi k̲a̲ntwa ṣi retwe* „eine Übersetzung in die eigene Zunge“. Das Wort *ārśi* kommt in den Texten (der A-Gruppe) noch mehrfach an Stellen vor, die beweisen, daß es ein Nomen proprium und zwar der Name des Reiches und seiner Bewohner ist.

Nach der Feststellung dieses eignen, einheimischen Volksnamens der sog. Tocharer denkt man ohne weiteres an eine Beziehung zu den bei Strabo genannten *Ἄσιοι* und den *Asiani, reges Thogarorum* des Pompejus Trogus. Aber das fehlende *r* macht Schwierigkeiten. War es etwa lautschwach wie z. B. in der Berliner oder Londoner Aussprache, wo der Fremde überhaupt keine *r* mehr hört? Oder ist die Übermittlung des Volksnamens *Ārśi* an die Griechen auf einem Wege erfolgt, wobei das *r* verklingen mußte? Darüber ist vorläufig keine Entscheidung möglich. Aber auf die Gleichsetzung der *Arśi* mit den *Ἄσιοι* (*Πασιανοι?*) und *Asiani*[2]) möchte man deshalb nicht verzichten, weil sie geeignet ist, helleres Licht auf die eigentümliche Mischstruktur des Tocharischen zu werfen, und durch weitere Erwägungen, zu denen wir jetzt übergehen wollen, gestützt wird. Beiläufig gesagt, kennt die klassische Überlieferung auch ein Volk der *Ἰάτοι* oder *Ἰάταοι* (bei Ptolemaeus), Jatii bei Plinius[3]), die am Jaxartes, dem Ausgangspunkt der Tocharer, wohnen sollten. Bei der eigenartigen Lautgestaltung des Tocharischen, die mit derjenigen der klassischen Sprachen oder des Indischen wenig Berührungen aufweist, ist es nicht ausgeschlossen, daß wir in den Namen

[1]) Sitzungsber. Berl. Ak. d. Wissensch. 1918, 560ff.

[2]) Die *Ἄσιοι* verhalten sich zu den *Asiani* wie die *Kuša* zu den *Kušaṇa*, wie *Tūr* zu *Tūrān* usw. (J. Kirste, Orabazes. Sitzungsber. Wiener Ak. d. Wissensch., Phil.-hist. Klasse 182, 2 (1917). S. 50ff.

[3]) Siehe darüber A. Franke, a. a. O. S. 24.

Ἰάτοι und *Ἰάταοι* Versuche einer unvollkommenen Wiedergabe tocharischer Laute zu erkennen haben.

Eine sehr unvollkommene Wiedergabe fremder Laute liegt auch in den chinesischen Namen fremder Völker vor. Die Schwierigkeiten bei ihrer Identifizierung mit anderweitig nachgewiesenen Namen sind doppelter Art: erstens kann das Chinesische infolge seiner eigenartigen Struktur noch schwerer wie andere Sprachen fremde Laute wiedergeben; zweitens können die Sinologen nicht immer mit Sicherheit die ältere Aussprache eines Wortes ermitteln. Das ist bei der Untersuchung der älteren Aussprache des Namens Jüe-tši schon gesagt worden. Trotzdem ist F. W. K. Müller im Hinblick auf die koreanische Aussprache *(ṅ)uår-ši* oder *(ṅ)uår-tši* geneigt, die von Sieg aufgefundene Namensform *ārśi* zur Aufhellung des Namens Jüe-tši heranzuziehen. Er sagt[1]): „Ich hebe nochmals zur Klärung hervor, daß das angebliche *g* am Anfang von 月 kein echtes *g*, sondern eine Verhärtung [aus *ṅ*[1]), vgl. Futschau *ṅwok*] oder unvollkommene Schreibung (wie im Japanischen) ist und daß in der Wiedergabe indischer Namen 月 nur für *vi* und *ūr* bisher nachzuweisen ist. Hieraus ergäbe sich nur ein Wort wie etwa *(ng)uər*, **(ng)uət* = *ṅuẹr*, *ṅuẹt* nach Lepsius, Standard Alphabet, *ŋuər*, *ŋuət* nach der Umschreibung der Association Phonétique internationale". Das zweite Zeichen 支 wird dannach als *tši* erwiesen.

Zu der Gleichsetzung der Jüe-tši und Ārśi verhält sich auch J. Marquardt[2]) nicht ablehnend. Er geht von seiner schon oben (S. 98) erwähnten Annahme einer älteren Aussprache des Namens Jüe-tši als Goat-si aus und meint: in der Tat ist *t* im Chinesischen der regelrechte Vertreter des fehlenden *r*.[3]) Auch der Anlaut bereitet wohl keine Schwierigkeiten.

Endlich hat O. Franke die Frage der Identität der Jüe-tši und Ārśi behandelt.[4]) Er teilt in dem Aufsatz mit, daß auch Pelliot sich eingehend mit der älteren Aussprache

[1]) a. a. O. S. 569.

[2]) Nach brieflicher Mitteilung an den Verf. vom 25. März 1919.

[3]) Vgl. Hirth, Chinese Equivalents of the Letter R in foreign names. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society, Bd. 21, 217.

[4]) Einige Bemerkungen zu F. W. K. Müller's Toχrï und Kuišan (Küšän). Ostasiatische Zeitschrift, 6. Jahrg., S. 83—86.

des Namens Jüe-tši befaßt[1]) und festgestellt habe, daß das sino-anamitische *nguyệt* die verschiedenen Bestandteile des alten Lautes am besten bewahrt habe. Er ist der Meinung, daß nach der Han-Zeit das Wort aus „einem anlautenden gutturalen Nasal, einem Vokal von der unzweifelhaften Farbe eines *i* oder *e* und einem stimmlosen Dental“ bestanden habe. Als ursprünglichen Lautwert des zweiten Teiles sieht Franke immer noch *ti* an, das sich über *tš* zu dem neuen *ši* gewandelt habe. Für den ersten Bestandteil will er (abweichend von Pelliot) einen Vokal, dessen Farbe die eines geschlossenen *u* nach *o* oder *ū* hin hat, mit anlautendem gutturalen Nasal und auslautendem Dental aus verschiedenen phonetischen Angaben in chinesischen Werken ermittelt haben. Chines. *t* entspreche ja regelmäßig, wie oben gesagt, in Umschreibungen von Fremdwörtern einem *r*. „Der Laut 月 = *ña(o)t* würde mithin das *ār* des fremden Namens so vollkommen wiedergeben, wie es eben möglich ist; denn das *ā* braucht keineswegs ein offener Laut gewesen zu sein und der nasale Vorschlag im Chinesischen ist sicherlich nicht stärker als der des fremden Anlauts[2]) gewesen. Gegen die lautliche Gleichsetzung des chinesischen Names Jüe-tši in alter Aussprache mit Ārśi läßt sich vom Standpunkt der chinesischen Lautphysiologie nichts einwenden.

Wenn drei hervorragende Sinologen (F. W. K. Müller, Joh. Marquart und O. Franke) übereinstimmend dieser Ansicht sind,[3]) so eröffnet sich uns damit die Möglichkeit, die sog. Tocharer in eine weit frühere Zeit zurückzuverfolgen als die der bisher aufgefundenen sprachlichen Dokumente. Der Herrscherstamm der Tocharer, die Ārśi, sind uns nämlich dann als Jüe-tši von dem chinesischen Pilger Hüan-tsang für das 2. Jhdt. v. Chr. bezeugt und zwar im Osten, im „alten“ Tochara, zwischen Tun-huang und dem K'iliengebirge, also dicht an der Westgrenze Chinas, ein Gebiet, über das sich

[1]) Bulletin franç. d'Extrême Orient 5, 443 f.

[2]) Der gutturale Nasal entspricht in verschiedenen chines. Dialekten dem Spiritus lenis anderer Dialekte.

[3]) J. Kirste, Orabazes S. 72, denkt (mit J. Marquart, Ērānšahr S. 206) freilich an Gleichsetzung der Jüe-tši mit den Ἄσιοι, wobei er sich des Rates von Kühnert bediente.

heute die Wüste Gobi erstreckt. Dann ist die Tocharer- (bezw. Ārśi-) Bewegung von Osten ausgegangen und alle Hypothesen, die das rätselhafte Volk aus dem Westen nach Innerasien verschlagen sein lassen, sind damit hinfällig.

Das gilt insbesondere von der keltischen Herkunft der Tocharer, die J. Charpentier in seinem (oben S. 98, Anm. 3 genannten Aufsatz), wenn auch nur hypothetisch, annimmt. Er ist nach seinem Geständnis von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen wie Hirt überzeugt und muß diesem Trugbild zu Liebe die Tocharer selbstverständlich aus Europa nach Innerasien wandern lassen. Er stützt sich vornehmlich auf die Übereinstimmung in den medialen r-Bildungen zwischen Tocharisch und Italo-keltisch[1]) und betont vorwiegend die enge Verwandschaft zwischen Tocharisch und Keltisch, wie es vor ihm schon H. Pedersen, Keltische Grammatik, Bd. 2, S. 673 ff. getan hatte. Um ein Bindeglied zwischen den in Mittel- und Westeuropa ansässigen Kelten und den in Innerasien wohnenden Tocharern zu gewinnen, läßt er die Kimmerier (nach Diefenbach, Celtica, Bd. 2, S. 284 f.) einen Überrest von im 7. Jhdt. v. Chr. an der Nordküste des Schwarzen Meeres angesiedelten Kelten (!) bilden. (Auch die Kimbern sind ihm ein keltischer Stamm!) Von diesen, als am Schwarzen Meer wohnend vorausgesetzten Kelten seien Teile bis nach Kleinasien und Medien vorgedrungen und „bei solchen Verhältnissen liegt die Vermutung nicht fern, daß einzelne Vorstöße sich sogar bis nach dem Innern Asiens hätten fortpflanzen können“ (S. 383). Möglich sei auch, daß einzelne Galaterhaufen (nach 278 v. Chr.) außerhalb der Grenzen Kleinasiens gekommen seien; aber dieser Weg wäre schwierig und durch mächtige Reiche versperrt. Die Tocharer sind für J. Charpentier also ein nach Zentralasien verschlagener Keltenstamm, dessen herrschende Schicht, die Asiani, mit den Alanen identisch ist.

Von einer keltischen, wie überhaupt von einer europäischen

[1]) Von ihm eingehend behandelt in der Schrift: Die verbalen *r*-Endungen der idg. Sprachen. Skrifter utgifna af Humanistika Vedenskapsamfundet 18, Heft 4, Uppsala 1917. Vgl. schon früher J. Vendryes, Les formes en -R du Tokharien et de l'Italo-Celtique. Revue Celtique 34 (1913), S. 129 ff.

Herkunft des Tocharervolks kann nach dem oben Ausgeführten, dem Nachweis der Identität der Ārśi mit den Jüe-tši keine Rede mehr sein. Wir müssen uns den Sachverhalt vielmehr jetzt so vorstellen, daß die sog. Tocharer kein einheitliches Volk, sondern eine Mischrasse aus mindestens zwei Elementen darstellen, einer Unterschicht, den eigentlichen Tocharern, und einer Herrscherschicht, den Ārśi = Jüe-tši der chinesischen Quellen. Die Ārśi = Yüe-tši sind das indogermanische Element, das sich bis ins zweite Jhdt. v. Chr. zurückverfolgen läßt und seinen damaligen Ausgangspunkt an der Westgrenze Chinas hat.

Die erste Erwähnung der eigentlichen Tocharer chin. Tʿu-hu-lo, japanisch To-ko-ra, koreanisch Tʿo-ho-ra in amtlichen Quellen ist (nach J. Marquart, Ērānšahr, S. 200) viel jünger und findet sich in den Annalen der Wei-Dynastie aus dem 6. Jhdt. n. Chr. Ihr Land Tocharistan liegt im Westen, nördlich des Tarim-Beckens und des Tianschan Gebirges, also in der Gegend, wo die tocharisch geschriebenen Dokumente (bei Kutša und Turfan) aufgefunden worden sind. Hiervon zu unterscheiden ist das alte Tocharistan im Süden des Tarimbeckens bei Endere, 600 Li östlich von Chotan, das der chinesische Pilger Hüan-tsang auf seiner Heimreise über Chotan und den Lopnor berührte (645 n. Chr.). Er erzählt darüber in dem Si-jü-ki, seinem Reisebericht, daß das Land seit langem verlassen und öde liege und seine Wälle und Mauern (Städte?) alle überwachsen seien.[1]) Offenbar hatten die Tocharer die Gegend, vielleicht infolge der beginnenden Austrocknung, verlassen und sich weiter nördlich neu angesiedelt. Wann dies geschah, ist aber in völliges Dunkel gehüllt.

Hier in der Gegend von Turfan und Kutša führte die Bevölkerung nach den chinesiscchen Quellen seit dem 2. Jhdt. v. Chr. den Namen Kʿu-ši auch Kʿu-šu.[2]) Wo sind diese früheren Bewohner geblieben, als die Tocharer-Ārśi (Jüe-tši)

[1]) O. Franke, Türkvölker, S. 28; vgl. dazu F. W. K. Müller, Toχrï und Kuišan, S. 576 und O. Franke, Ostasiatische Zs. 6, 85 f.

[2]) J. Marquart, Volkstum der Komanen S. 64 f. Abh. d. Gött. Gel. Ges. d. Wissensch. N. F. Bd. 13, Nr. 1. Nach F. W. K. Müller, Toχrï und Kuišan S. 584 f. ist das Land der Kuši oder Kušana vielmehr das Gandhāra-Gebiet oder Kabul-Tal.

in ihr Land eindrangen? Auch diese Frage harrt noch ihrer Lösung. Der Umstand, daß das Tocharische bis jetzt schon in zwei Variationen vorliegt, die lautlich, im Wortschatz und in der Flexion unterschieden sind und überhaupt auf einer vom indogerm. Sprachtypus sehr weit entfernten Entwicklungsstufe stehen, spricht für eine tiefgehende Völkermischung.[1]) Mit diesem Faktor haben wir überhaupt bei allen zentralasiatischen Stämmen zu rechnen, die zumeist garnicht oder nur wenig seßhaft sind und sich daher aus irgend einem äußeren Anlaß mit einem Nachbarstamm zusammenschließen, mit ihm gemeinsam neue Wohnsitze suchen und die hier vorher ansässige Bevölkerung in sich aufnehmen konnten. Sprachliche Verschiedenheit spielte bei solcher Verschmelzung keine Rolle, da ein Sprachwechsel bei den Nomadenvölkern mit Leichtigkeit vor sich geht. Man denke z. B. daran, daß die Kirgisensteppe und Russisch-Turkestan im Altertum ein Tummelplatz iranischer oder iranisierter Horden war, während heute tatarisch oder türkisch redende Stämme dieselben Gegenden unter den gleichen Lebensbedingungen bewohnen.

Diese seit alten Zeiten in Zentralasien herrschenden Verhältnisse erschweren natürlich die Lösung der Tocharerfrage ganz außerordentlich. Wann und wo ist beispielsweise die Überschichtung der Tocharer durch die Ārśi = Yüe-tši erfolgt? Vor oder nach ihrer Verschmelzung mit den Kuši? In ihren alten oder in ihren späteren Sitzen? Die Lösung des Problems wird noch weiter durch den Umstand erschwert, daß in älteren chinesischen Geschichtswerken ein Volk der Tahia oder Taha auftritt, (z. B. im Ši-ki, Kap. 123, Fol. 6 v°), das manche Forscher als identisch mit den späteren Tu-ho-lo = Tocharern ansehen[2]) und den Namen als eine unvollkommene Transkription (wie auch Tu-ho-lo) auffassen, da sie erst in den

[1]) Die Überschichtung der Urbevölkerung durch die vordringenden idg. Stämme ist ein Vorgang, der auf dem ganzen Verbreitungsgebiet der idg. Sprachen anzunehmen ist und zum Teil durch geschichtliche und archäologische Tatsachen gestützt wird (Iberer, Karer, Leleger, minoïsche und mykenische Kultur usw.). In historischen Zeiten beobachten wir diesen Vorgang vieler Orten und zu allen Zeiten.

[2]) J. Marquart, Toxāristān, S. 202 ff. O. Franke, Die Türkvölker, S. 31 f., doch nicht ohne Bedenken, da die Tahia ein in Städten seßhaftes Volk, die Tu-ho-lo aber Nomaden gewesen seien.

Wei-Annalen (386—556 n. Chr.) auftreten. Diese Tahia lassen sich vielleicht bis in die halb-mythische Zeit der ersten Hälfte der 3. Jahrtausends v. Chr. verfolgen, wenn J. Marquart mit ihrer Lokalisierung im alten Tocharistan, östlich von Chotan Recht hätte.[1])

Es ist zu hoffen, daß wir in allen diesen Fragen noch klarer sehen werden, wenn einmal ein größerer Teil der reichen chinesischen Annalenliteratur zugänglich gemacht, das heißt in europäische Sprachen übersetzt worden ist. Vorläufig steht dies Unternehmen erst im Anfang und durch den frühen Tod von E. Chavannes, des Übersetzers des Ši-ki, ist es ins Stocken geraten. Vor allem aber wäre eine gewaltige Förderung des Tocharerproblems zu erwarten, wenn eines Tages auch in Baktrien tocharische Texte zum Vorschein kämen. Das ist freilich nur eine Zukunftshoffnung. Doch das bisher Erzielte genügt, um uns die Gewißheit zu geben, daß die Lösung des Indogermanenproblems, wenn sie überhaupt möglich ist, nur auf dem Boden Innerasiens und nur aus historischen und sprachlichen Quellen zu erwarten ist. Der mit großen Prätentionen auftretende Versuch mancher Prähistoriker, uns des Rätsels Lösung geben zu wollen, ist auf unzureichenden Grundlagen aufgebaut und daher aussichtslos. Er wird es aller Voraussicht nach auch bleiben. Das hat der Altmeister der Vorgeschichte, Oscar Montelius, erst jüngst wieder betont, wenn er die Identifizierung der Urheimat der Germanen mit den Stammsitzen der Indogermanen ablehnt[2]) und darauf hinweist, daß Volk (d. h. Rasse) und Sprache nicht immer gleichen Ursprungs sind. Den Rassezusammenhängen der europäischen Völker mag die Prähistorie im Verein mit der Anthropologie in Zukunft vielleicht näher kommen, in sprachlichen Fragen muß sie notwendigerweise versagen. Und ein sprachlich-historisches Problem ist und bleibt der Ausgangspunkt der Indogermanenbewegung.[3])

[1]) Ērānšahr, S. 318f.

[2]) Germanernas Hem. Antikvarisk Tidskrift för Vetenskap, Kunst och Industri 1917, 401ff. Die Vorfahren der Germanen, Mannus 10, 64ff.

[3]) Vgl. meinen Aufsatz: Archäologie und Indogermanenproblem im Korresp.-Blatt für Anthropologie usw. 47, S. 61ff. und die Gegenschrift von G. Wilke mit dem gleichen Titel, Halle 1918. 18 S.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).

Verlag von **Max Niemeyer** in **Halle a. S.**

Bartholomae, Christian, Studien zur indogermanischen Sprachgeschichte. 2 Hefte. 1890—1891. 8.

1. Indogermanisch ss mit vier Exkursen: Zur n-Deklination; zur Bildung des gen. sing.; der abhinihitasandhi im Rgveda; zu den ai. gen. plur. auf -ān, -īn, -ūn, -ṛn. 1890. X, 148 S. ℳ 5,—
2. I. Indogermanisch sk und skh. II. Altindisch āsīṣ > lateinisch erās. 1891. VI, 262 S. ℳ 7.—

Borinski, Karl, Der Ursprung der Sprache. 1911. 8. 42 S. ℳ 1,20

Bugge, Alexander, Die Wikinger. Bilder aus der nordischen Vergangenheit. Autorisierte Uebertragung aus dem Norwegischen von Heinz Hungerland. 1906. 8. 282 S. geh. ℳ 6,—; gebd. ℳ 7,—

Dittrich, Ottomar, Grundzüge der Sprachpsychologie. Bd. I: Einleitung und allgemeinpsychologische Grundlegung. 1904. gr. 8. XV, 786 S. Mit Bilderatlas 95 S. ℳ 24,—

Feist, Sigmund, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache mit Einschluss des sog. Krimgotischen. 1909. gr. 8. XVI, 380 S. geh. ℳ 12,—; gebd. ℳ 15,—

Hasenclever, Adolf, Geschichte Ägyptens im 19. Jahrhundert. 1798 bis 1914. 1917. 8. XV, 497 S. und 1 Karte. geh. ℳ 15,—; gebd. ℳ 16,50

Kluge, Friedrich, Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 2. Auflage. 1899. 8. X, 119 S. ℳ 3,—

Mayer, Eduard von, Die Lebensgesetze der Kultur. Ein Beitrag zur dynamischen Weltanschauung. Mit einer Tafel. 1904. 8. IX, 396 S. ℳ 9,—

Sievers, Eduard, Altgermanische Metrik. 1893. XVI, 252 S. ℳ 5,—

Sperber, Hans, Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung. Versuch einer dynamologischen Betrachtung des Sprachlebens. 1914. kl. 8. IV, 106 S. ℳ 2,40

Wirth, Albrecht, Rasse und Volk. 1914. 8. 353 S. geh. ℳ 7,—; gebd. ℳ 8,—

Zu diesen Preisen tritt ein Gesamt-Teuerungszuschlag von 30%.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale)